Christen *heute* 2022/7

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 66. JAHRGANG · JULI 2022

Flucht *und* Vertreibung

3 „Gott hat uns diese neue Chance gegeben!“
von Francine Schwertfeger

6 Menschen auf der Flucht
von Georg Spindler

8 Vertrieben in die Fremde
von Raimund Heidrich

9 Eine Kirche der Vertriebenen
von Gerhard Ruisch

11 Flüchtlinge im eigenen Land
von Georg Spindler

12 War Jesus ein Flüchtlingskind?
von Thomas Sprung

14 Flucht, Vertreibung und Versöhnung
von Raimund Heidrich

24 Flucht – die Bibel ist voll davon
von Thomas Sprung

Migranten werden in der Wüste in Niger ausgesetzt

TAUSENDE MIGRANTEN WERDEN laut Ärzte ohne Grenzen aus Libyen und Algerien abgeschoben und in der Wüste in Niger sich selbst überlassen. Unter ihnen seien Schwerverletzte, Überlebende sexualisierter Gewalt und schwer traumatisierte Menschen. Während ihrer Vertreibung aus Algerien und Libyen gingen die Migrantinnen und Migranten durch die Hölle, erklärte der Landeskoordinator der Hilfsorganisation, **Jamal Mrrouch**. Die Region um Agadez im Niger ist ein Drehkreuz für Menschen aus den afrikanischen Ländern südlich der Sahara, von wo sie sich aufmachen in Richtung Norden. Dort stranden Ärzte ohne Grenzen zufolge auch diejenigen, die aus Libyen und Algerien gedrängt werden. Allein bis Ende Mai hätten die Helferinnen und Helfer mehr als 14.000 Frauen, Männer und Kinder registriert, die diesem Schicksal ausgesetzt waren.

Unternehmen profitieren von Geflüchteten

UNTERNEHMEN IN DEUTSCHLAND profitieren einer Studie zufolge von der Integration Geflüchteter in ihre Belegschaft. Analysiert wurden die Erfahrungen von 100 mittleren und großen deutschen Unternehmen, die seit 2015 Geflüchtete eingestellt haben. Trotz fehlender Sprachkenntnisse bewerten die Unternehmen die Integration von Geflüchteten in ihre Belegschaft als sehr erfolgreich: 60 Prozent der Unternehmen gaben an, dass sie nach der Anstellung von Geflüchteten auf internationalen Märkten erfolgreicher agierten. 78 Prozent stellten eine höhere Zufriedenheit in der gesamten Belegschaft fest. 61 Prozent berichteten von einer gesteigerten Kreativität innerhalb des Unternehmens, da Geflüchtete beispielsweise Problemlösungen aus unterschiedlichen Perspektiven angehen. Als Ergebnis dieser Erfahrungen wollen 88 Prozent der Unternehmen im Jahr 2022 weitere Geflüchtete einstellen.

Einschüchterung von Christen in China

ZUNEHMENDEN STAATLICHEN Druck auf die Christen in China hat der Münchner *missio*-Präsident **Wolfgang Huber** beklagt. Er verwies auf schärfere Kontrollen der Finanzen religiöser Stätten, die Überwachung religiöser Amtsträger sowie restriktive Vorgaben für die Kommunikation religiöser Inhalte im Internet. In der Summe hätten die lange vorbereiteten Gesetze einen einschüchternden Effekt. Während der Pandemie hatten sich Seelsorge, Teilnahme an Gebetsgruppen und Gottesdienste stark ins Internet verlagert. „In Pandemiezeiten war und ist das für die Gläubigen unendlich wertvoll", sagte Huber. „Jetzt schwindet selbst dieser kleine Freiraum zusehends."

Keine Kommunion für Nancy Pelosi

WEGEN IHRER BEFÜRWORTUNG legaler Abtreibung darf die römisch-katholische US-Kongressabgeordnete **Nancy Pelosi** in ihrer Heimatdiözese San Francisco nicht länger die Kommunion empfangen. Das hat der Erzbischof von San Francisco, **Salvatore Cordileone**, angeordnet. Er beschrieb seine Maßnahme als „pastoral" und nicht politisch. Pelosis Befürwortung legaler Abtreibung sei zunehmend „extrem" und aggressiv geworden, so der Erzbischof. Als Sprecherin des Repräsentantenhauses ist Pelosi nach Präsident Biden (ebenfalls römisch-katholisch) und Vizepräsidentin Harris die dritthöchste Politikerin der USA.

Ukraine-Krieg ist eine Katastrophe für die Orthodoxie

FÜR DIE ORTHODOXE KIRCHE stellt der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine nach den Worten des Vorsitzenden der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland, Metropolit **Augoustinos Labardakis**, „eine nie dagewesene Misere" dar. In Deutschland, wo die Gemeinden immer schon multinational gewesen seien, sei „das Aufkommen eines buchstäblich militanten Nationalismus eine Bedrohung und eine Katastrophe", sagte der griechisch-orthodoxe Metropolit.

„Ganz eigene Art von Demokratiefeinden"

VERFASSUNGSSCHUTZPRÄSIDENT **Thomas Haldenwang** sieht eine „ganz eigene Art von Demokratiefeinden" in Deutschland stärker werden. Diese ließen sich nicht in „eines der bekannten Kästchen links oder rechts einordnen". Ihr gemeinsames Ziel sei es, den Staat zu delegitimieren. Der Verfassungsschützer sprach von einem „außerordentlichen Ausmaß" von Hass und Hetze sowie Fake News. „Und das verfängt in den entsprechenden Blasen, in denen sich dann die Anhängerschaft tummelt. Die Folge sei eine Radikalisierungsspirale. Haldenwang betonte jedoch: „Die größte Gefahr für die innere Sicherheit in Deutschland, aber auch für die Demokratie ist nach wie vor der Rechtsextremismus." Er werde „in all seinen Bereichen und Ausprägungen immer stärker und extremer".

Mehr Tempo bei fairem Handel gefordert

DIE ENTWICKLUNG DES FAIREN Handels muss nach den Worten des *Fairtrade*-Vorstandsvorsitzenden **Dieter Overath** deutlich mehr Tempo aufnehmen. Viele junge Menschen in den Ländern des globalen Südens nähmen soziale Ungerechtigkeit und nicht existenzsichernde Löhne nicht mehr hin. „Die Ungeduld ist extrem groß." Die jungen Menschen wüssten mittlerweile, wie die Welt woanders ausschaue, sagte Overath. Folge seien Landflucht und Migration. „Die Politik muss einen Zacken zulegen", forderte er. Das aktuelle Lieferkettengesetz reiche nicht aus, um gerechte Arbeitsbedingungen für die Menschen im globalen Süden zu schaffen; nötig sei insbesondere ein Nachschärfen der EU-Strategie für nachhaltige Textilien, weil sie soziale Aspekte wie Arbeitssicherheit und existenzsichernde Löhne nicht ausreichend berücksichtige. Die Organisation feierte am 10. Juni ihren 30. Geburtstag.

fortgesetzt auf Seite 31 →

Titelbild: gamagapix, Pixabay

„Gott hat uns diese neue Chance gegeben!“

Drei Frauen erzählen von Flucht und Vertreibung

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

„Ich bin kaputt. Etwas in mir ist kaputt.“ Diese Sätze kommen aus dem Off des Theaterstückes *Fremde, Frauen, Freundinnen*, in dem die internationale Frauengruppe der Caritas Minden von ihren Erfahrungen als Zugewanderte in Deutschland erzählt. Die Worte stammen von Karine (37). [*Anm. der Red.: Alle Interviewten möchten ihre Nachnamen und die Namen ihrer Angehörigen nicht veröffentlichen.*] Was bedeutet es, durch Krieg Familie und Besitz zu verlieren und in der Fremde allein von vorn anfangen zu müssen?

Karine, syrisch-orthodoxe Christin, entschied sich Ende Dezember 2014 (da war sie dreißig) mit ihrem Mann und ihrer kleinen Tochter G. zur Flucht aus Syrien, weil G., damals zwei, unruhig wurde: plötzlich kein Strom mehr zum Musikhören, nachts Flugzeuglärm und Bomben, woraufhin sie das „Feuerwerk“ angucken wollte. Das Kind sollte so nicht aufwachsen.

M. (50), Muslima mit Christen in der Familie, floh im November 2015 ganz allein mit drei Kindern aus dem Irak, nachdem ihr Vater, ihr Bruder und ihr Ehemann vom IS getötet worden waren. „Mein Bruder hieß Omar. So heißen nur Sunniten. Deswegen wurde er umgebracht“, sagt sie traurig. Im Irak seien heute nur noch Schiiten. Auch sie hatte Angst um ihre Kinder. Die Todesangst hat sie auch beim Interview wieder: Sie fürchtet, von in Deutschland lebenden Schiiten erkannt zu werden, weshalb sogar ihr Vorname abgekürzt, ihr Bild verdeckt wird.

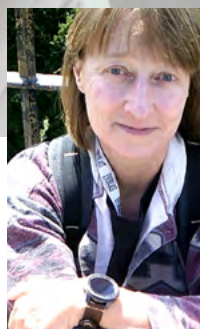
Sr. Beate, eine 82-jährige Benediktinerin der Abtei Varensell (Kreis Gütersloh), war sechs, als sie nach Weltkriegsende mit ihrer Mutter, den Schwestern und Großeltern als „Sudetendeutsche“ aus dem kleinen Marienwallfahrtsort Wölmsdorf am Isergebirge, Böhmen (Tschechien), vertrieben wurde. Einst hatten sich durch die Völkerwanderung Markomannen, Alemannen und Tschechen angesiedelt, das Gebiet war Donaumonarchie. Die Nachfahren lebten zusammen, bis Hitler das Gebiet als „Sudetenland“ „heim ins Reich“ holte. Ihr Vater, ein Bäcker, war in der 6. Division bei Stalingrad. Nach seinem letzten Brief Sylvester ’42 wurde er vermisst, nach zehn Jahren vergeblichen Hoffens meldete ihn die Mutter als tot, um wenigstens Witwenrente zu beziehen.

In Gottes Hand trotz Gewalt und Angst

Sr. Beate hat noch Erinnerungen an Gewalt und Terror, die nach dem verlorenen Krieg in das Dorf kamen. „Wir spielten mit den Kindern vom tschechischen Bäcker. Da kamen Reiter auf schwarzen Pferden, die wichen nicht aus, sondern sprengten über uns hinweg. Der Kinderwagen fiel um, ich hatte einen Schock.“

Dann hat die Fünfjährige mitbekommen, dass man ein 16-jähriges Mädchen an die Wand gestellt habe für Schießübungen. „Ich habe immer gedacht, das hätte ich sein können.“

Auch weiß sie noch, dass man das reichste Ehepaar ermordet und auf der Straße alle Deutschen daran vorbeigetrieben hat. Als die Spinnerei in Brand gesteckt wurde, wusste das Kind nicht, was ‚lichterloh‘ bedeutet, spürte nur die Angst. Es war ein Schlüsselerlebnis, das Sr. Beates weiteres Leben bestimmen sollte: „Die Großmutter hat mich im Arm geborgen und gesagt: ‚Du brauchst keine Angst zu haben, wir sind in Gottes Hand. Dir passiert nichts.‘ Seitdem habe ich nie wieder Angst gehabt.“



Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Foto: M. (l.) und Karine haben sich im internationalen Frauengesprächskreis der Caritas befreundet. Von der Autorin.

Karine und M. bestätigen, dass es im Krieg kein Recht und Gesetz mehr gibt. Karine und ihr Mann, er Goldschmied, sie Schmuckverkäuferin, hatten drei Läden. Sie wurden samt Werkstatt ausgeplündert, hatten danach nichts mehr. Auch M. hat alles verloren durch das, was die beiden lokale „Mafia“ nennen. Auf der Flucht haben sie mitbekommen, dass Menschen alles Geld den Schleppern gegeben haben und dann doch stehen gelassen wurden. Dass Frauen ihren Körper verkauften. Dass Räuber die Flüchtenden noch um ihre letzte Goldkette am Hals beraubten. Wenn eine Jacke auf dem Weg lag, tauchte die Frage auf, was mit dem Menschen passiert ist, oder ob ihm nur zu warm war. „Du hast Angst. Du weißt nicht, wem du vertrauen kannst. Alles fremde Leute, und du musst Glück haben, die richtigen Berater zu bekommen.“

Sr. Beate ist Benediktinerin der Abtei Varensell. Foto von der Autorin.

Treppe ins Nichts…

Sr. Beate hat die Zeit der Vertreibung als Sechsjährige wie gelähmt erlebt, nur als Furcht, was man mit ihnen mache, was das bedeute, usw. „Am 5.8.46 kamen morgens in der Dunkelheit zwei Tschechen mit dicken Stöcken: ‚In zwei Stunden muss das Stockwerk geräumt sein!‘ Die Mutti zog uns doppelt Kleidung an, aber es war ein heißer Sommer. Die Erwachsenen durften 40 Kilo Gepäck mitnehmen auf dem Leiterwagen. Am Sammelpunkt Schule wurde alles kontrolliert. Mutter hatte zwischen Bettwäsche in Säcken eine schöne Vase versteckt, die kam durch. Die Großmutter kämpfte um einen eisernen Kreuzweg auf Täfelchen, alle anderen Devotionalien und Bücher hat man ihr weggenommen.“

Sr. Beate wollte statt Puppen lieber die auf dem Schrank verwahrte Schokolade mitnehmen, doch der Tscheche mit dem Knüppel in der Hand ängstigte zu sehr. „Für mich war die Nähe der Mutter wichtig“, erinnert sie sich. Dennoch dachte das Kind damals bedauernd an die schönen Ketten aus Gablonzer Glas, Geschenke eines befreundeten Soldaten aus Hamm.

In rund 40 Viehwaggons, was die Sechsjährige entwürdigend fand, wurden alle Vertriebenen mit Gepäck gestopft, ein Eimer Trinkwasser dazu und einer für die Notdurft. „Ich saß in der Mitte auf dem Schuhsack, der drückte beim Schlafen. Mir war nicht bewusst, dass wir alles verlieren, ich hab eigentlich nix verstanden“, sagt die Ordensfrau heute lächelnd. Sie habe nicht getrauert, alles sei einfach unwirklich gewesen.

Im zerbombten Dresden hätten Frauen ihnen Wasser gegeben, die Toiletten geleert. „Meine Schwester hat in den Trümmern der Stadt eine Treppe gesehen, die im Nichts endete, was sie sehr schockiert hat.“ Das sei wie eine Metapher für ihr Leben gewesen.

In Mecklenburg feierten sie „mit nichts außer einem Stück Obst als Geschenk“ den fünften Geburtstag der jüngsten Schwester. Der Großvater habe in dem überfüllten Barackenlager auf dem Sandgelände einer Aluminiumfabrik aus herumliegenden Aluresten für die Kinder Spielzeug gebaut. „Windräder, Kuchenbackförmchen. Da bin ich mit meinem Windrad durchs Lager gefegt“, erinnert sich Sr. Beate schmunzelnd. Und lernte als Zeitvertreib von ihrer älteren Schwester das Häkeln, da sei sie, die Sechsjährige, ganz stolz gewesen.

Nach Kargow, wo sie mit 40 Familien von Ungarndeutschen in einem Gutshaus lebten, habe die siebenköpfige Großfamilie dann in Godow in einem Haus von zwei Kriegerwitwen mitwohnen dürfen. Daran hat Sr. Beate schöne Erinnerungen. Oft habe sie natürlich nach ihrem Vater gefragt. Da habe die Großmutter ihr gesagt: ‚Dein Vater ist der Vater im Himmel.‘ „Das fand ich als Kind ganz toll“, erinnert sich Sr. Beate. Das habe sie geprägt: „Wir waren überall fremd. Ein Gefühl von Heimat habe ich nie wieder irgendwo gehabt. Für mich war klar: Meine Heimat ist der Himmel, da geht‘s hin.“

So kam sie später durch Bemühen der Großmutter, da für Christen im kommunistischen Nachkriegs-Mecklenburg Lernen ohne Mitgliedschaft bei Pionieren oder FDJ nicht möglich gewesen sei, ins Internat. Ihre Tante, eine Ordensfrau, die als Deutsche ebenfalls ihr tschechisches Kloster hatte verlassen müssen, sorgte für eine Aufnahme in der bayerischen Klosterschule Zangberg. Das bedeutete Vormundschaft, Zuzugsgenehmigung und Trennung von der Mutter für die Elfjährige. Aber Sr. Beate beschreibt die Ordensfrauen als sehr lieb und gütig. Heimweh habe sie nie gehabt, nur geweint, als die Oma starb. Ihre Mutter habe sie auch zweimal „schwarz“ über die Grenze, eine seichte Stelle in der Saale, besucht.

Sr. Beate studierte schließlich in München Deutsch und Englisch auf Lehramt und lernte, als Tribut an ihre verlorene Heimat, noch eine slawische Sprache: russisch.

Neuanfang bei minus null

„Wir haben in Deutschland nicht bei null angefangen – sondern bei minus null“, beschreiben dagegen Karine und M. „Sprache, Kultur, wie funktioniert was – ich konnte mich anfangs noch nicht mal entschuldigen, habe ‚Guten Morgen‘ vom Zettel abgelesen“, sagt Karine. Sie hätten täglich mit Anspannung auf die Post gewartet – Bleibeberechtigung, Arbeitserlaubnis, Sprachkursus – damit das Leben wieder losgehen kann.

Dass innerhalb der Familien unterschiedliche Aufenthaltsstatus vergeben werden, verstehen beide Frauen nicht, und sie leben immer in Angst, dass die Familie einmal auseinandergerissen wird. Neue Wurzeln brauchen Zeit und Sicherheit, um zu wachsen. Daher wünschen sich beide die Einbürgerung, um hier wirklich zuhause zu sein. M. macht einen scherzhaften Vergleich: „Wenn ich die Wahl hätte zwischen Lottogewinn und Einbürgerung – ich würde die

Einbürgerung nehmen, denn Geld bringt nicht das Herz zur Ruhe!“

M. war im Irak Lehrerin für Bildende Kunst und Geschichte. Ihr Studium entspricht hier dem Bachelor. Dennoch darf sie – bis jetzt – nicht als Lehrerin arbeiten und hat heute Schichtdienst als Betreuerin in der Altenpflege. Karine hat inzwischen eine unbefristete Anstellung bei einem angesehenen Juwelier in Minden. Ihr Mann arbeitet als Goldschmied in einem Zahnlabor.

Die anderen Geschwister beider Frauen sind heute weit versprengt, USA oder Schweden. Besuchervisa bekommen sie nicht. Sie kommunizieren über Zoom, Skype, WhatsApp. Anfangs haben sie nicht gewagt, nachts das Telefon abzustellen aus Sorge, Nachrichten aus der Familie zu verpassen. Beim Klingeln jedes Mal Herzrasen… „Eine Seite im Kopf ist im Hier und Jetzt, die andere in der Vergangenheit.“ Beide vergleichen ihr früheres Leben wehmütig lächelnd mit dem einer Prinzessin. „Früher kam ich als Touristin nach Europa. Heute bin ich Flüchtling.“

Ob Flüchtling oder Vertriebene: Alle drei haben auch nahe Familienangehörige verloren, die viel zu früh gestorben sind durch gebrochenes Herz und Gram. Im neuen Land müssen (mussten) sie allein weitergehen.

M. erzählt, dass sie anfangs in einem Stall („für Tiere“) mit Schimmel untergekommen seien. Die Kinder wurden alle krank, sie kannten keine Menschenseele, konnten die Sprache nicht, die Kinder nur etwas englisch. „Dann hat ein Pastor uns sehr geholfen, eine Wohnung zu bekommen“, erzählt sie. Ihre Jüngste war damals drei. Jetzt ist sie elf, sehr ängstlich, schreckhaft, eine zurückgezogene Schülerin mit Schlafstörungen. Die Lehrerin empfehle einen Psychologen.

Karines Kinder fürchten bei jedem neuen Job des Vaters, dass sie nun wieder wegziehen müssen. Die Flucht vor sieben Jahren hat also auch sie verstört.

Gemeinsame Botschaft: Nach vorn leben

Beide Frauen haben entschieden, immer nach vorn zu schauen. Das empfehlen sie allen Flüchtenden wie jetzt aus der Ukraine. Kein Mensch könne es schaffen, wenn er immer zurückschaue. Man müsse ein Ziel haben, kämpfen und Chancen nutzen. Ihr Rat: „Gebt euch Mühe, Zeit und habt Geduld. Gestaltet mit Kopf und Händen euer Leben neu. Und vergleicht nicht. Sonst fehlt euch immer was.“ Aber: „Die Leute müssen uns eine Chance geben, sonst müssen wir zuhause auf dem Sofa bleiben.“

Sie ärgern sich über anerkannte Flüchtlinge, die den Staat um Sozialleistungen betrügen, „schwarz“ arbeiten, dicke Autos fahren. Doch das melden? Da ist wieder die Angst und das Misstrauen. Angst vor Rache oder gar selbst von den Behörden schikaniert zu werden. Bloß nicht auffallen…

Bei Sr. Beate hat sich der Satz der Großmutter erhalten: „Du musst dich dankbar zeigen.“ Ihre Botschaft deckt sich mit der der beiden jungen Frauen: „Sich das Vertrauen auf Gott nicht nehmen lassen. Sogar die Physiker haben über die Quantentheorie zu Gott gefunden, das hilft mir, an Gott festzuhalten. Und Zuversicht ins Leben ist wichtig“, lächelt die 82-jährige Ordensfrau. „Das Leben geht weiter, auch wenn man Schweres erlebt hat. Es kommt Schönes. Man muss immer nach vorn leben, bis zum Tod.“

Auf die Haltung, dass Gott einem das „angetan“ habe, erwidert sie: „Das ist ein falsches, kindliches Gottesbild. Gott ist nicht nur gut, aber wenn ich glaube, dass etwas für alle gut sein soll, dann kann etwas für mich schlecht sein, was für andere gut ist. Die Chance liegt im Wachstum durch Erfahrung.“

Auch hierin ähneln sich die Einstellungen. Karine, auf die Frage an beide, ob sie nicht doch auch manchmal weinen müssen, lächelt: „Mein Kissen weiß das. Die Tränen sind immer nah.“ Tagsüber seien sie abgelenkt durch Arbeit und Kinder. Nachts kämen die Erinnerungen. „Aber ich bin nicht traurig, dass ich hier bin. Wir machen Erfahrungen. Ich bin glücklich, dass Gott uns diese neue Chance gegeben hat.“ Und dann kommen beiden Frauen doch die Tränen. Karine schließt: „Früher fand ich es blöd, dass mein Vater immer mit der ganzen Familie am Tisch sitzen wollte. Wie dumm war ich. Wir erkennen den Wert nicht, bis er verloren ist.“ ■

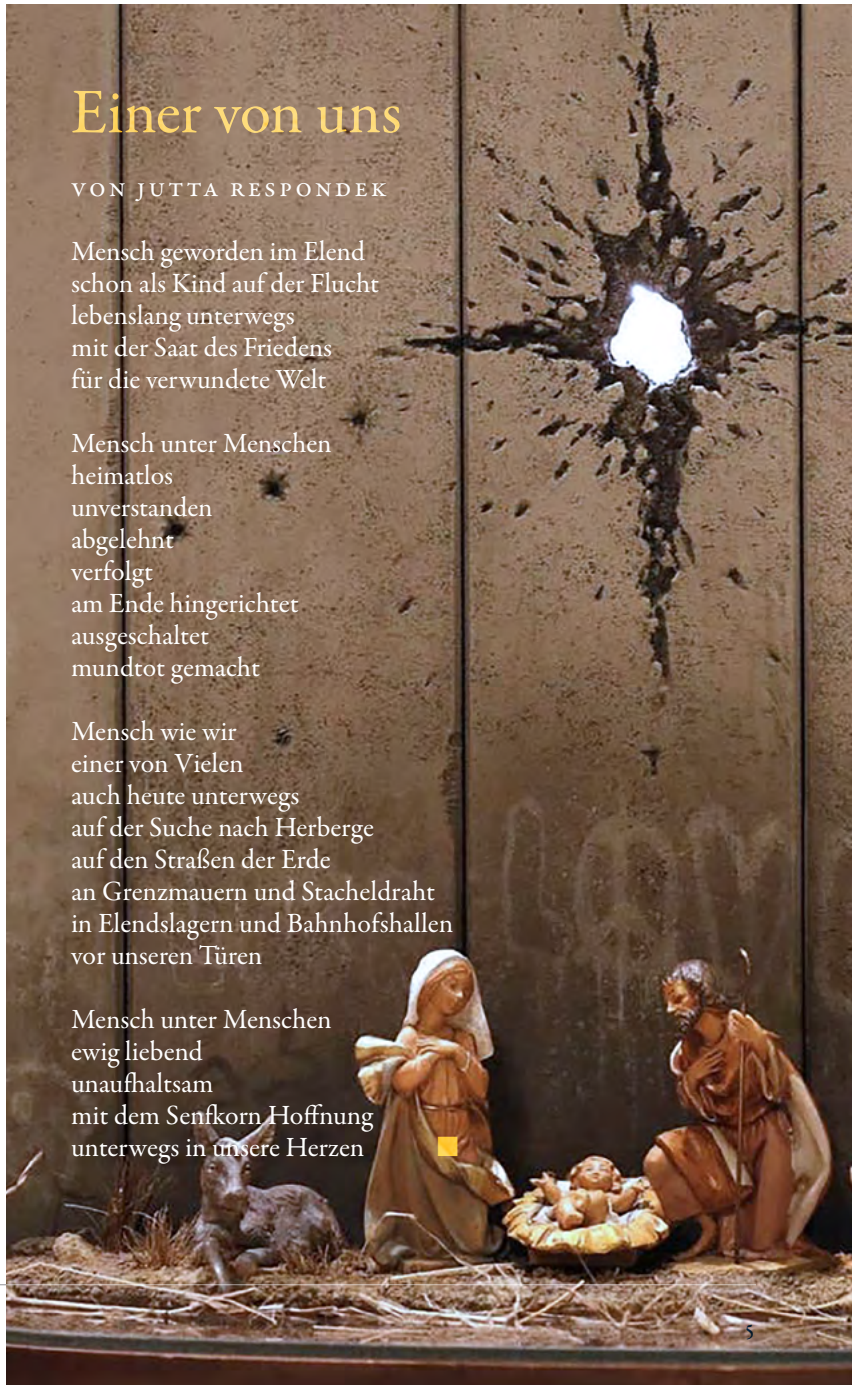


Foto: Krippenszene des britischen Straßenkünstlers Banksy, gezeigt in einem Hotel in Bethlehem, Dezember 2019, mit dem Titel „Scar of Bethlehem“ („Narbe Bethlehems“).

Einer von uns

VON JUTTA RESPONDEK

Mensch geworden im Elend
schon als Kind auf der Flucht
lebenslang unterwegs
mit der Saat des Friedens
für die verwundete Welt

Mensch unter Menschen
heimatlos
unverstanden
abgelehnt
verfolgt
am Ende hingerichtet
ausgeschaltet
mundtot gemacht

Mensch wie wir
einer von Vielen
auch heute unterwegs
auf der Suche nach Herberge
auf den Straßen der Erde
an Grenzmauern und Stacheldraht
in Elendslagern und Bahnhofshallen
vor unseren Türen

Mensch unter Menschen
ewig liebend
unaufhaltsam
mit dem Senfkorn Hoffnung
unterwegs in unsere Herzen ■

Menschen auf der Flucht

Georg Spindler ist Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Rosenheim

Die 1990er Jahre: Vertriebene und Geflüchtete aus Bosnien

VON GEORG SPINDLER

Alles begann mit Frau Scholastika. Scholastika McQueen ist eine in Schottland geborene Benediktinerin, die seit Jahrzehnten im Kloster Frauenchiemsee lebt. Eines Tages, es war 1992, läutete sie an meiner Haustüre und bat um meine Hilfe. Sie habe, so erzählte sie mir, mit dem Deutschunterricht für neu angekommene bosnische Kriegsflüchtlinge begonnen, da sie aufgrund ihrer Russischkenntnisse gedacht hatte, sich mit den Bosniern auf dieser Grundlage verständigen zu können. Das klappte natürlich nicht. Ein Pfarrer aus der näheren Umgebung hatte ihr aber erzählt, dass ich die Sprache dieser Menschen spreche, und so war sie nun hier, um mich zu bitten, an ihrer Stelle mit dem Unterricht weiterzumachen. Ich sagte ihr sofort zu und hielt fortan zweimal in der Woche abends in einem katholischen Pfarrheim Deutschunterricht in bosnischer Sprache, natürlich kostenlos.

Meine Schüler, die im Zuge der ersten „ethnischen Säuberungen" während des über drei Jahre dauernden Bosnienkriegs aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, waren interessante und sehr sympathische Menschen. Sie stammten aus verschiedenen Teilen Bosniens, aus Doboj und Sarajevo, aus Maglaj und Derventa. Fast alle waren hoch motiviert und lernten sehr schnell deutsch. Es gab unter ihnen auch echte Sprachtalente, die sogar an Feinheiten der deutschen Sprache Freude hatten. Ich werde nie vergessen, wie einmal Nevzeta, eine Muslimin aus Derventa, zu mir sagte: „Georg, gestern buk ich Brot und wusch Wäsche!"

Neben dem Sprachunterricht war ich auch noch in anderen Bereichen für sie tätig: bei der Arbeitssuche, bei Vermittlungen, Übersetzungen, bei Behördengängen, beim Ausfüllen von Formularen, beim Verlängern der Duldung und vielen anderen Dingen. Besonders wichtig war es aber, diesen Menschen zuzuhören, wenn sie ihre traumatisierenden Erlebnisse erzählten. So wurde ich schnell auch zum Seelsorger dieser zum größten Teil muslimischen Bosnier. Einige Male haben wir sogar gemeinsam Gottesdienst gefeiert.

Ich denke immer noch gerne an diese Zeit zwischen 1992 und 1996 zurück. Ich denke an Mustafa und seine Frau Nevzeta, an ihre beiden Söhne Haris und Sajt (der Imam werden wollte) und dazu Mustafas alte und kranke Eltern, die aus Derventa im Norden Bosniens flüchten mussten. Mustafa hatte in Derventa ganz kurz vor Kriegsausbruch ein Autohaus eröffnet und musste dann erleben, wie bereits die ersten Bombeneinschläge seine Zukunft zerstörten. Seine Familie wurde durch das Erlebte schwer traumatisiert. Mustafa vertraute mir allerdings einmal im Gespräch an, dass er sich aber eher als Gewinner sehe. „Weißt du, Georg", erzählte er mir, „früher kannte ich eigentlich nur irdischen Erfolg. Nur Geld und materielle Sicherheiten zählten für uns. Für Gott und für den Koran blieb keine Zeit. Dann musste ich schmerzhaft erleben, wie schnell alles zunichte sein kann. Jetzt, da alles bisher Aufgebaute verloren ist, habe ich wieder zu Gott zurückgefunden. Ich bin jetzt reicher als früher."

Mustafa ist für mich ein wirklicher Glaubenszeuge. Wir unterhielten uns oft über „Gott und die Welt" und Mustafa meinte einmal: Es ist wirklich eigenartig, dass uns Christen bombardiert und vertrieben haben, andere Christen uns aber so uneigennützig helfen!" Wir sind gute Freunde geworden, haben gemeinsam „Iftar", das Fastenbrechen gefeiert und sind noch lange in Kontakt geblieben, auch noch als Mustafas Familie in den Nordwesten der USA ausgewandert war.

Admir, der Enkel eines Imams, war mit seinem jüngeren Bruder Adnan und seiner Mutter Seadeta, deren Mann im Krieg gefallen war, zu uns in den Chiemgau gekommen. Admir kam nur sehr schwer mit der Situation zurecht, er litt unter dem Verlust des Vaters und der Heimat und zweifelte daran, ob Gott es mit den Menschen wirklich gut meint, wenn er derartige Ungerechtigkeit zulässt. In vielen Gesprächen versuchten wir, Licht ins Dunkel zu bringen.

Dann denke ich an Ankica, eine Katholikin, ebenfalls aus Derventa, deren Mann in einem Gefecht mit serbischen Soldaten das Leben verloren hatte, an ihre Mutter Katica und ihre Söhne Damir und Sanjin; an Fatima, die mit ihrem kleinen Sohn flüchtete, während ihr Mann, der ein Bein im Krieg verloren hatte, in einem bosnischen Krankenhaus lag.

Die Geschwister Alma und Alen kommen mir in den Sinn, die gemeinsam geflohen waren; dann Beba aus Sarajevo, eine frühere Mitarbeiterin der islamischen Hilfsorganisation *Merhamet*, die den Krieg nicht mehr ausgehalten hatte, zuerst nach Umag in Istrien und später nach Südbayern

kam. Wir haben ihr drei Jahre später bei ihrer Rückkehr nach Sarajevo geholfen und sie mit all ihrem Hab und Gut in die Hauptstadt Bosniens gefahren.

Ich erinnere mich an den Muslim Nihad, der jetzt in Australien lebt. Er hatte sich in Ankica verliebt und es nicht verkraftet, dass sie ihn nicht erhörte; ich denke an Hasib, der als einziger sprachlich völlig unbegabt war, und an seinen Sohn, den blonden Elmir, der immer noch im Chiemgau lebt, da er eine Deutsche geheiratet hat. Sie alle haben immer noch einen Platz in meinem Herzen.

Rückkehr und Weiterziehen, Duldung und Abschiebung

Wo sind sie jetzt? Nihad ist in Australien, Alma in Italien, Alen ist im Chiemgau verheiratet, Ankica ist mir irgendwie mit ihrer Mutter und ihren beiden Söhnen abhandengekommen. Das Ehepaar Veronika und Željko, ein serbisch-kroatisches Paar, lebt ebenfalls mit ihren Kindern am Chiemsee, Mustafa und seine Familie sind, wie erwähnt, nach Spokane im Staat Wisconsin gezogen, Admir und Adnan samt ihrer Mutter nach Chicago. Fatima mit ihrem Sohn sowie Beba sind nach Bosnien zurückgekehrt, Hasib ebenfalls. Veronika und Željko konnten in Deutschland bleiben, weil Veronikas Nierenleiden sich verschlimmerte, sie auf eine dreimalige Dialyse pro Woche angewiesen war und das in ihrer bosnischen Heimat nicht möglich war. Es war ein langer Kampf um ihr Bleiberecht, bis hin zum bayerischen Innenministerium, bis Veronika mit ihrer Familie endlich bleiben durfte.

Eines Tages kam der evangelische Pfarrer der Gemeinde, in der der größte Teil unserer Bosnier lebte, mit einer seltsamen Bitte zu mir. Es wäre doch eine einmalige Gelegenheit, diese Muslime zum Christentum zu bekehren, meinte er. Ich solle bitte alles tun, um dieses heilige Ziel zu erreichen. Ich lehnte sein Ansinnen entrüstet ab. Sollten diese Menschen zusätzlich zum Verlust ihrer Heimat und ihrer Lieben auch noch ihre religiöse Beheimatung verlieren? Lieber kam ich Mustafas Wunsch nach und organisierte für die Flüchtlingskinder bei einem Besuch in Kroatien Lehrmaterial für islamischen Religionsunterricht, den ihnen dann Mustafa erteilte. Der Pfarrer aber war entsetzt.

„Unsere“ Bosnier konnten, da sie alle den Status von Kriegsflüchtlingen bzw. Vertriebenen hatten, aufgrund einer so genannten „Duldung“ bleiben, die alle drei Monate verlängert werden musste. Außerdem mussten Privatpersonen oder Institutionen „Bürgschaften“ für diese Menschen übernehmen und unterschreiben, dass sie für alle Schäden und Kosten aufzukommen bereit sind, die möglicherweise durch die Geflüchteten bzw. Vertriebenen entstehen könnten. Zwei römisch-katholische, zwei evangelische und unsere alt-katholische Pfarrgemeinde leisteten diese Garantien und ermöglichten damit diesen Menschen, bei uns zu arbeiten und zu leben.

Sehr wichtig ist mir auch zu erwähnen, dass alle unter den erwachsenen Flüchtlingen sofort jede Arbeit angenommen haben, die ihnen angeboten wurde. Es war Ehrensache, für sich selbst zu sorgen. Niemand wollte dem Staat zur Last fallen. Als die Duldung später aufgrund eines Beschlusses der Staatsregierung nicht mehr verlängert werden konnte, mussten viele Familien Bayern verlassen; sie wurden also aufs Neue zu Flüchtlingen. Alle Firmen, bei denen unsere Bosnier beschäftigt waren, versuchten zwar alles in ihrer Macht stehende, um ihnen das weitere Bleiben zu ermöglichen, leider ohne Erfolg.

Eine sinnlosere Entscheidung ist für mich kaum vorstellbar. Diese Menschen mussten, von Ausnahmen wie einer Eheschließung mit deutschen Partnern abgesehen, ihre neue Heimat wieder verlassen, obwohl sie in ihren Firmen schmerzliche Lücken hinterließen, obwohl sie hier in Bayern neue Wurzeln geschlagen hatten und obwohl viele nicht ins inzwischen neu aufgeteilte Bosnien zurückkehren konnten. Sie waren alle ein Gewinn für unser Land und mussten trotzdem gehen. Ich habe diese sinnlose und herzlose Entscheidung nie verstanden und nie ganz überwunden. Als wir voneinander Abschied nehmen mussten, war das für uns alle sehr schwer. ■

Fotos vom Autor

Vertrieben in die Fremde

Aus einer Familienchronik

VON RAIMUND HEIDRICH

Raimund Heidrich ist Mitglied der Gemeinde Dortmund

Am fünften August 1946 kommt ein Zug am Bahnhof Dormagen an. Vertriebene aus dem Osten. Alles ist vorbereitet. Sie werden auf die Dörfer rund um Neuss verteilt. Da sitzt die Mutter mit ihren beiden Töchtern, acht und vier Jahre alt, und ihrem mageren Gepäck nun schon seit Stunden auf dem kahlen Hof vor dem Bauernhaus und wartet. Die Vertriebenen aus dem Osten werden so verteilt. Der Bauer weiß Bescheid und muss ihnen Obdach gewähren. So ist es behördlich angeordnet.

Erst am späten Nachmittag lässt sich der Bauer kurz blicken und weist der Mutter mit ihren Kindern mit knappen Worten einen Platz zu: eine Waschküche mit einem Türdurchbruch ohne Tür, die man schließen könnte. Zu trinken und zu essen gibt es nichts. Die Drei müssen die Nacht auf dem blanken Betonfußboden verbringen.

Am nächsten Morgen kann die Mutter von einem Nachbar-Bauern etwas Stroh besorgen. Ihre Jacken nutzen sie als Zudecken. Eine Frau aus der Nachbarschaft bekommt mit, dass die Drei noch nichts zu essen oder zu trinken bekommen haben. In den nächsten Tagen versorgt sie die Kriegerwitwe mit ihren Kindern wie selbstverständlich mit dem Nötigsten. Am dritten Tag schenkt man der Mutter ein großes Bett, in dem sie zu dritt besser schlafen können.

Mehrere lange Wochen bleiben sie bei diesem Bauern, bis sie im Nachbardorf ein kleines Dachzimmer beziehen können. Der Kanonenofen wärmt das Zimmer im Winter und dient auch als Kochgelegenheit. Im Erdgeschoss befinden sich zwei Plumpsklos, eines für die Bauersleute, das andere für die Witwe mit ihren beiden Töchtern. Im Erdgeschoss ist auch die Wasserstelle.

Sieben Jahre wohnt die kleine Familie dort. Bis auf das besagte Dachzimmer ist der Dachboden nicht ausgebaut. Immer wieder huschen Ratten über die Dielen. Mittlerweile ist die jüngere Tochter älter geworden und betätigt sich mutig und erfolgreich als Rattenbekämpferin.

Die Pfarrgemeinde erweist sich als Ort, um in der Fremde etwas Fuß zu fassen. Die Mutter engagiert sich dort, wo man sie braucht. Als sich aber für eine Aufgabe mehrere Frauen melden, wählt der junge Kaplan bewusst eine Einheimische aus! „Sie sind nicht von hier“, wird die vertriebene Frau hart beschieden. Wenige Wochen später ist sie die Einzige, die eine ungeliebte Arbeit übernehmen könnte. Derselbe Kaplan fragt sie, ob sie nicht dazu bereit wäre, diese zu übernehmen. Sie aber sagt nur „Ich bin nicht von hier“, und lässt ihn stehen. Letztlich aber übernimmt sie die Aufgabe doch. Der junge Kaplan ist auf Dauer kuriert.

Flüchtlingskinder aus den deutschsprachigen Teilen Polens in Westdeutschland 1948. Aus dem Bundesarchiv.

Manche Rheinländer mit ihrer Singsang-Sprache kommen mit dem harten oberschlesischen Dialekt nicht zurecht. „Ist das überhaupt Deutsch?“, fragen sie sich. Immer wieder wird hinter ihrem Rücken gemunkelt, ob sie nicht doch eher eine Russin oder eine Polin sei, aber was wäre daran eigentlich so „schlimm“?

Das Heimisch-Werden hier im Westen in der neuen Heimat dauert Jahre. Die Heimattreffen mit Landsleuten aus der alten Heimat geben deshalb eine lange Zeit Halt und wirken letztlich zurück auf das Heimisch-Werden hier im Westen. Diese Heimat-Treffen sind zudem ein wichtiger Heiratsmarkt, auch für Kriegerwitwen.

In den ersten zwanzig Jahren nach dem 2. Weltkrieg wird das Wort „Flüchtling!“ von den Einheimischen auch manchmal als Schimpfwort benutzt. Gerade beim staatlichen „Lastenausgleich“ für erlittene Vermögensschäden unterstellt man den Flüchtlingen dann zuweilen, sich durch „nicht ganz korrekte“ Angaben finanzielle Vorteile erschlichen zu haben. Neid auf der einen Seite und empörte Zurückweisung auf der anderen Seite sind dann an der Tagesordnung.

Nach über 75 Jahren kann man feststellen, dass die Integration der damaligen Vertriebenen und Flüchtlinge gelungen ist, ganz gleich, woher ihre Vorfahren stammen.

Heute sind es wieder Millionen, die auf der Flucht sind, auch aus unserer europäischen Nachbarschaft, was wir vor kurzem für völlig ausgeschlossen gehalten haben, und weltweit sowieso. ■

Eine Kirche der Vertriebenen

VON GERHARD RUISCH

Das Thema Vertreibung begleitet mich schon mein Leben lang. Durch meinen Vater, vor allem aber durch meine Großeltern, seine Eltern, war es immer präsent. Die Vertreibung aus ihrem deutsch-ungarischen Heimatdorf war *das* Trauma ihres Lebens, über das sie nie hinweggekommen sind. Heute schäme ich mich dafür, dass ich als Kind immer abgeblockt habe, wenn sie wieder von ihren „alten Geschichten" angefangen haben. Denn heute verstehe ich, warum sie das Erlebte nicht einfach *ad acta* legen konnten.

Denn wie viele Demütigungen kann ein Mensch aushalten? Wie ist das, wenn man aus seinem eigenen Haus geworfen wird, das man vor wenigen Jahren mit seinen eigenen Händen gebaut hat? Ich habe das Haus später gesehen – es war ein einfaches, einstöckiges Bauernhaus mit einem Ziehbrunnen im Hof, also nicht einmal fließendem Wasser im Haus. Aber trotzdem! Im Dorf war es eines der neusten und schönsten Häuser.

Wie ist das, wenn man nichts mitnehmen darf und dann mit viel zu vielen Menschen in einen Viehwaggon gesperrt wird, mit einem Eimer als Toilette für alle, ohne richtig Platz zum Sitzen und schon gar nicht zum Liegen, erfüllt von der Angst, jetzt nach Sibirien ins Arbeitslager geschafft zu werden? Wie ist das, wenn man dann erleichtert merkt, dass man stattdessen in Sachsen abgeladen wird, aber dass man sich dort, wo ja auch nicht gerade ein lupenreines Hochdeutsch gesprochen wird, als Deutsche oder Deutscher unter Deutschen mit dem eigenen ungarndeutschen Dialekt praktisch nicht verständigen kann?

Wie ist das für eine stolze Frau wie meine Großmutter, die in ihrem Dorf angesehen war, wenn sie plötzlich eine mühsam geduldete Fremde in einem Flüchtlingslager ist? Wie für einen Landwirt, der plötzlich ohne Land ist, wie meinen Großvater, der so viele Talente außerhalb seines Berufs hat – vom Ungarisch-Dolmetscher über Friseur bis Möbelschreiner –, wenn er, weil er kein Ausbildungszeugnis vorweisen kann, als Hilfsarbeiter in der Leipziger Chemieindustrie und später in Karlsruhe sein ganzes Berufsleben lang als Kohlenschlepper den Unterhalt verdienen muss? Das alles konnte ich als Kind natürlich überhaupt nicht ermessen. Heute tut es mir leid.

Vertreibung der sudetendeutschen Alt-Katholiken

Das Vertreibungsthema ist mir wiederbegegnet, als ich 1989 Pfarrer der Gemeinden Weidenberg und Coburg in Oberfranken wurde. Außer der Bamberger Ecke ist Oberfranken ja traditionell evangelisch. Da gab es schon wenige römische Katholiken, also vor dem Krieg erst recht praktisch keine Alt-Katholiken. Aber im Sudetenland war die Alt-Katholische Kirche stark, besonders in der Gegend von Reichenberg und Gablonz (heute Liberec und Jablonec), so stark, dass es ein eigenes sudetendeutsches alt-katholisches Bistum, das Bistum Warnsdorf (heute Varnsdorf), gab und die Kirche in dieser Region stärker als die evangelische war. Die Warnsdorfer alt-katholische Gemeinde war bereits 1872 gegründet worden.

Als diese Alt-Katholiken nach dem Krieg fast alle aus der Heimat vertrieben wurden, wuchsen viele Gemeinden in der Ostzone und den Westzonen stark an, aber die Vertriebenen gründeten auch eigene Gemeinden. Vertriebene, die in der Gablonzer Glasindustrie tätig gewesen waren, siedelten sich in Gegenden an, wo sie wieder eine Glasindustrie aufbauen konnten – so entstanden die Gemeinden Neugablonz, ein Stadtteil von Kaufbeuren im Allgäu, und eben Weidenberg im Fichtelgebirge.

Viele schreckliche Geschichten habe ich in den 16 Jahren zu hören bekommen, in denen ich dort Pfarrer war. Vier Splitter sind mir hängengeblieben, allesamt von Frauen, die heute schon lange nicht mehr leben.

Eine hat mir erzählt, dass sie auf der Flucht mit ihren fünf Kindern in der Nacht die Saale überqueren musste. Da sie nicht auf alle aufpassen konnte, musste sie sich fremden Leuten anvertrauen. Als sie schließlich das andere Ufer erreicht hatte, hat ein Kind gefehlt. Bei ihrer Erzählung konnte ich noch Jahrzehnte später das Entsetzen heraushören, das sie damals empfunden hatte. Zum Glück war das Kind nach längerer Suche noch gefunden worden.

Gerhard Ruisch ist Pfarrvikar in Freiburg

Bild: Postkarte von der alt-katholischen Kreuzerhöhungskirche in Gablonz an der Neiße (heute Jablonec nad Nisou im heutigen Tschechien. Datum unbekannt. Aus Wikimedia Commons.

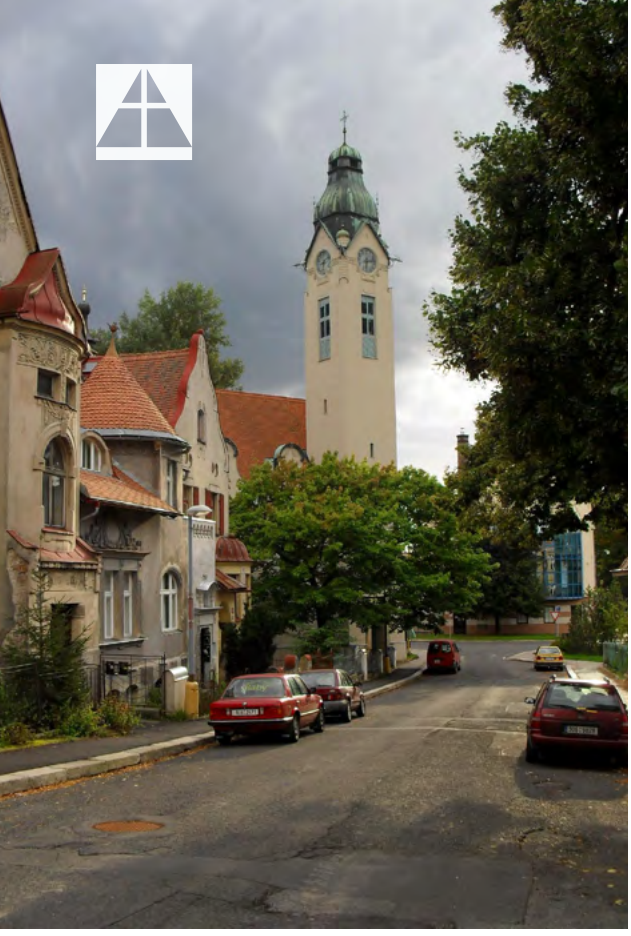


Foto oben: Die Kreuzerhöhungskirche in Gablonz bzw. Jablonec heute. Foto rechts: Die alt-katholische Konkathedrale Verwandlung Christi in Warnsdorf (heute Varnsdorf), ebenfalls in Tschechien. Aus Wikimedia Commons.

Eine andere Frau hat mit Überwindung erzählt, dass sie als ganz junge Frau von den neuen Machthabern gezwungen wurde, sich nackt auszuziehen. Sie musste sich von all den Männern begaffen lassen und hat wohl noch großes Glück gehabt, dass sie danach unbehelligt abziehen durfte.

Hängen geblieben ist mir auch ein Satz einer Frau, die am Ende ihres Weges in einer oberpfälzischen Kleinstadt gelandet ist. Zu ihr hat eine Einheimische gesagt: „Wenn ihr etwas getaugt hättet, hätte man euch auch bleiben lassen, wo ihr wart!“ Sie stammte aus Gablonz, einer wohlhabenden, gepflegten Stadt mit viel Kultur und sogar einer Straßenbahn; ihre Familie hatte dort ein Geschäft. „Und hier, wo außer der Hauptstraße keine einzige Straße geteert war, musste ich mir so was sagen lassen,“ meinte sie.

Und schließlich war da noch Elsa Juretschka aus Lichtenfels in der Gemeinde Coburg. Sie habe ich jahrelang mit dem Auto auf dem Weg zum Gottesdienst und zurück mitgenommen; da war viel Zeit zum Reden. Sie hat stolz von ihrer Zeit erzählt, als sie in Warnsdorf bei Bischof Alois Paschek im Haushalt gearbeitet hat. Sie hat auch noch mitbekommen, wie traurig der Bischof, ein Tscheche, kein Sudetendeutscher, darüber war, als die Angehörigen seines Bistums nach und nach verjagt wurden. „Meine schöne deutsche Gemeinde!“, habe er immer wieder gesagt.

Am 26. April 1946 schrieb Bischof Paschek an den Schweizer Bischof Adolf Küry: „Die Osterfeiertage sind vorüber und da ich ein wenig atemholen kann, benutze ich diese Pause, um Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Die čechischen Gottesdienste waren leider schwach besucht, die deutschen dagegen glänzend. Wiewohl schon viele evakuiert sind, haben 300 an der Osterkommunion teilgenommen. Für sie war es Abschied von unserem schönen Gotteshause. Es gab auch viele Tränen, die mich tief berührten.“ Bischof Paschek konnte als Tscheche zwar verhindern, dass das Vermögen der deutschen Gemeinden sofort eingezogen wurde, aber er litt sehr darunter, dass er als

schwerkranker Mann nur wenig für die deutschen Gemeindemitglieder und Geistlichen erreichen konnte. Er starb noch im selben Jahr.

Es wird wenige alt-katholische Gemeinden in Deutschland geben, in denen nicht mindestens einige sudetendeutsche, schlesische, ostpreußische, ungarndeutsche oder aus anderen Gegenden im Osten stammende Heimatvertriebene oder ihre Nachkommen leben. Es wäre gut, wenn wir ihre Erlebnisse nicht als „alte Geschichten“ abtäten, sondern wenn wir aus diesem Erbe ein besonderes Gespür für die Nöte der Menschen entwickeln könnten, die heute als vertriebene, geflüchtete, heimatlose, traumatisierte Menschen in unser Land kommen. ■

Foto: Das Lager Deheishe. Vom Autor.

Flüchtlinge im eigenen Land

VON GEORG SPINDLER

Über die Situation der Menschen im besetzten Palästina habe ich schon oft berichtet, auch in *Christen heute*. Diesmal möchte ich den Blick auf die Lage palästinensischer Flüchtlinge in Palästina richten. Palästinenser als Flüchtlinge in Palästina, das klingt doch absurd! Nun, es gab nach dem Zweiten Weltkrieg auch deutsche Flüchtlinge in Deutschland, Menschen also, die aus einem früheren Teil Deutschlands in die spätere Bundesrepublik oder DDR geflohen sind oder dahin vertrieben wurden. Ähnlich ist die Situation in Palästina zu beschreiben.

Über zwölftausend Menschen leben im Flüchtlingslager Deheishe bei Bethlehem. Im Jahr 1948, gleich nach der Unabhängigkeitserklärung des neuen Staates Israel, verloren etwa neunhunderttausend arabische Palästinenser ihre Heimat, in der ihre Vorfahren zum Teil über fünfzehnhundert Jahre lang gelebt hatten. Viele wurde vertrieben, andere entschlossen sich voller Angst zur Flucht. Viele dieser Menschen sind einfach über die nahe gelegene Grenze ins Westjordanland geflohen, das bis 1967 zu Jordanien gehörte; sehr viele sind gleich in Bethlehem und Umgebung geblieben, das gleich an der Grenze liegt, gingen sie doch davon aus, bald wieder in ihre Häuser und Dörfer zurückkehren zu können. Für diese Menschen wurde ein anfangs nur aus Zelten bestehendes Lager errichtet, „Deheishe", das seither der Aufsicht des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen, dem UNHCR also, untersteht.

„Mukhayyam", das arabische Wort bedeutet eigentlich „Zeltlager", im übertragenen Sinn hat es aber auch die Bedeutung von „Flüchtlingslager". Aus den Zelten wurden im Lauf der Zeit Baracken, aus den Baracken dann Häuser. Jetzt ist Deheishe ein Stadtviertel, dem man aber immer noch deutlich ansieht, dass es ein Elendsquartier ist. Trotzdem fühlen wir uns bei Besuchen in Deheishe immer sehr wohl, was vor allem an den Menschen und an deren Herzlichkeit liegt.

Unser Freund Mohammed Fararja lebt mit seiner Frau Shimaa und seinen drei Söhnen Elias, Rayan und Adam in Deheishe, ebenso einige seiner vielen Geschwister. Der Vater Mohammeds ist vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben. 1948 wurde er aus Beit Shems, dem heutigen Bet Shemesh, vertrieben und ist nach Deheishe geflohen. Bet Shemesh und Deheishe liegen nur 30 km voneinander entfernt. Die Mauer, die Palästina von Israel trennt, verhindert aber jeden Besuch oder Kontakt in die alte Heimat. Sein ganzes Leben lang hatte Mohammeds Vater gehofft, irgendwann doch nach Beit Shems zurückkehren zu können. Er hatte sogar noch den Schlüssel seines damaligen Hauses, das aber, was er nicht wusste, längst nicht mehr steht.

Mohammed kann nie die Heimat seines Vaters besuchen, die ja auch seine Heimat ist. Es wäre eine Autofahrt von etwas mehr als einer halben Stunde, um von Bethlehem nach Bet Shemesh oder Beit Shems, was beides „Haus der Sonne" heißt, zu kommen.

Von den Wurzeln abgeschnitten

Als das Westjordanland 1967 nach dem „Sechstagekrieg" von Israels Armee okkupiert wurde, geriet Deheishe mit dem ganzen, westlich des Jordans gelegenen Gebiet Jordaniens unter israelische Kontrolle. Viele der Bewohner Deheishes flohen nun erneut vor den Israelis, nach Jordanien oder Syrien oder in den Libanon, andere aber sind geblieben, darunter die Familie Fararja, unsere Freunde. Nichts ist leichter für uns, als von Bethlehem durch die Mauer nach Bet Shemesh zu fahren – für Mohammed und seine Familie ist es unmöglich. Auch der Besuch der Stadt Jerusalem, nur zwanzig Minuten entfernt und fast in Sichtweite, ist nicht gestattet, trotz der muslimischen Heiligtümer, die Mohammed gerne besuchen würde und in denen er noch niemals war.

Beit Shems (Bet Shemesh) liegt in Palästina, erst seit der Staatsgründung 1948 im Staat Israel. Deheishe liegt ebenfalls in Palästina, aber im seit 1967 okkupierten Territorium. Es trennen diese beiden Orte nur wenige Kilometer, aber dennoch eine ganze Welt. Dieser Zustand macht

Menschen krank. Dabei muss ein okkupiertes Gebiet, so schreibt es das Völkerrecht vor, spätestens nach drei Jahren zurückgegeben werden. Diese Okkupation aber dauert nun schon fünfundfünfzig Jahre.

Kein Problem ist die Mauer aber für die israelische Armee, die etwa alle vierzehn Tage illegal und völkerrechtswidrig in Deheishe in diesen zwar okkupierten, aber eigenständigen Staat einfällt, meist vor Sonnenaufgang, wenn der Muezzin zum ersten Gebet ruft. Es ist die Taktik der Überraschung, der Einschüchterung und Erniedrigung, die hier angewandt wird. Willkür und Grausamkeit kennzeichnen diese Razzien, die eine Spur der Verwüstung, des Leides und der Wut hinterlassen. Ich weiß, wovon ich rede, habe ich doch einen dieser nächtlichen Überfälle selbst erlebt und werde auch jedes Mal von meinen Freunden gleich informiert und mit Bildmaterial versorgt. Es ist ein einziger Großangriff auf die Würde der Menschen. Oft werden auch Paare, während sie sich lieben, aus ihren Betten gerissen und gezwungen, nackt und verängstigt aus dem Haus zu fliehen, von Gewehrschüssen und Hunden terrorisiert. Für muslimische Araber bedeutet es eine unvorstellbare Erniedrigung, nackt auf die Straße getrieben und so den Blicken anderer preisgegeben zu werden.

Was könnte für Menschen noch zerstörerischer sein, als ihrer Freiheit, ihrer Würde, ihrer Grundrechte und ihrer Heimat beraubt zu werden? Ist es ein Wunder, wenn Menschen dann in ihrer hilflosen Ohnmacht und Wut auch selber Zuflucht zum Terror und zu blutigen Vergeltungsmaßnahmen nehmen?

Wer flüchten muss oder vertrieben wird, verliert seine Wurzeln, denn sie werden ihm abgeschnitten. Meistens verliert er auch sein Grundvertrauen, da ihm buchstäblich der Boden weggezogen wird. Er fühlt sich ohne Recht und Würde. Im Falle der Palästinenser ist die Situation besonders tragisch, da sie ja seit 1967 in diesem Zustand leben, Flüchtlinge im eigenen Land sind und zusehen müssen, wie ihre Heimat systematisch zerstückelt und gestohlen wird. Die „Welt“ hat es, warum auch immer, vorgezogen, dazu zu schweigen.

Jemand aus einer bibeltreuen Freikirche meinte einmal, mich belehren zu müssen. Die Vertreibung der Palästinenser durch Israel sei vollkommen rechtens, bekam ich zu hören, da Gott selbst schließlich seinem auserwählten Volk dieses Land geschenkt habe. Damit nun dieses Volk Platz hat, müssen natürlich die Palästinenser weichen, die als Eindringlinge verstanden werden. Ethnische „Säuberung“ also, von Gott angeordnet? Welch ein Unsinn! „Abraham und seinen Nachkommen wurde das Land von Gott geschenkt, so heißt es doch schließlich in der Bibel“, sagte der fromme Mann zu mir. Ich sagte nur einen einzigen Satz dazu: „Abraham hatte *zwei* Söhne…!“ ■

War Jesus ein Flüchtlingskind?

VON THOMAS SPRUNG

Thomas Sprung ist Mitglied der Gemeinde Koblenz

Der Evangelist Matthäus beschreibt eine dramatische Szene im Leben der noch jungen „Heiligen Familie“:

Gerade haben sich die dem neugeborenen König huldigenden heidnischen Weisen verabschiedet, da wird Josef im Traum bedeutet, vor der Verfolgung durch König Herodes nach Ägypten zu fliehen. Wir sehen hier mehrere Parallelen zur Vita des gleichnamigen Josef, des Sohns Jakobs, der von seinen neidischen (Halb-) Brüdern Juda, Ruben und weiteren Ungenannten in Gen 37 gefangengenommen und an eine Karawane verkauft wird. Auch in dieser Narration, welche die alttestamentarischen Vätergeschichten der Genesis und die weitere Geschichte Israels im Buch Exodus verbindet, spielen Träume für die Handlung die auslösende Rolle. Sowohl im Genesis-Buch wie bei Matthäus endet die Flucht in Ägypten. Allerdings erreicht der Sohn Jakobs das ehemalige „Sklavenhaus“ der Israeliten zwar als Sklave, kommt dann aber am Hof des Pharaos zu Rang und Namen. Dagegen sucht der Vater des noch kleinen Jesus nur vorübergehend Sicherheit für seine Familie (Asyl) und kehrt – wiederum durch einen Traum ausgelöst – zurück ins heimische Galiläa.

Auffällig in der Erzählung des Buches Genesis ist die Antwort Josefs gegenüber seinem Vater, als er seinen viehhütenden Brüdern nachgeschickt wird: „Ich bin bereit.“ Hier hören wir das *„Adsum“* der Weiheliturgien, wie es als Antwort bei der Kandidatenaufrufung anlässlich von Ordinationen im katholischen Ritus noch heute üblich ist. Eine weitere Fundstelle in der Bibel für die Bereitschaft, in Dienst genommen zu werden, stellt die Berufung des Propheten Samuel mit den gleichen Worten dar (1 Sam 3,4).

Foto: Vladimir Buynevich, Pixabay. Die Aufschrift кто ты *bedeutet „Wer bist du?“ auf Russisch.*

Die Intention

Auffällig an der matthäischen Darstellung ist hier die Beobachtung, dass durch den Autor öfters auf das Schema „alttestamentarische Vorhersage und Erfüllung durch das traumgesteuerte Handeln Josefs" hingewiesen wird:

- Zur Flucht: „*Denn es sollte sich erfüllen*, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen." (Mt 2,15; Hos 11,1)
- Zum Kindermord: „*Damals erfüllte sich*, was durch den Propheten Jeremia gesagt worden ist: Ein Geschrei war in Rama zu hören, lautes Weinen und Klagen: Rahel weinte um ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn sie waren dahin." (Mt 2,17-18; Jer 21,15)
- Zu Jesu Leben: „*Denn es sollte sich erfüllen*, was durch die Propheten gesagt worden ist: Er wird Nazoräer genannt werden." (Mt 2,23) Hintergrundfolie ist eine Stelle in der Verheißung der Geburt des (starken) Simson: „Es darf kein Schermesser an seine Haare kommen; denn der Knabe wird von Geburt an ein Gott geweihter Nasiräer sein. Er wird damit beginnen, Israel aus der Gewalt der Philister zu befreien." (Ri 13,5)

Das Arbeiten mit alttestamenarischen Belegstellen scheint dem judenchristlichen „Matthäus" sehr wichtig zu sein. Das kennen wir bereits, denn es ist ähnlich wie bei der großen Genealogie, dem großen Stammbaum Jesu zu Beginn seines Evangeliums.

Andere Quellen

Aber wie sieht es mit anderen Quellen aus? Gibt es Hinweise, die diese Darstellungen verstärken oder gar belegen können?

Sicherlich, die Bibel ist ein Glaubensbuch und keine Chronik (obwohl dies die gängige Bezeichnung zweier alttestamentarischer Bücher ist). Aber auch Chroniken wurden schon mal gerne tendenziös verfasst, zumeist, um den Auftraggeber etwas besser aussehen zu lassen. Und: Wir wollen nie vergessen, dass wir uns geografisch im Gebiet des Vorderen Orients

Foto: Aus der Kathedrale von Autun. Stellt die Flucht nach Ägypten dar. Aus Wikipedia.

befinden. Aber auch, dass es lange Zeit rein mündliche Überlieferungsstränge gab, die erst um das Jahr 80 herum verschriftlicht wurden.

Es ist nun so, dass während der Zeit um die Geburt Jesu Herodes der Große als Klientelkönig der römischen Besatzer in Jerusalem regierte. Eine Tötung von erstgeborenen Knaben in einer bestimmten Altersspanne ist ausschließlich bei Matthäus beschrieben. schimmert hier durch, dass Herodes zwei seiner eigenen Söhne, Alexander und Aristobulos, im Jahr 7 v. Chr. wegen Hochverrats durch die Römer hinrichten ließ. Seinem Sohn Antipater widerfuhr drei Jahre später dasselbe Schicksal. Der jüdische Historiker Flavius Josephus hat alle Gräueltaten des Herodes akribisch dokumentiert. Von dem Kindermord berichtet er allerdings nichts, der bleibt einzig Sondergut der matthäischen Gemeinden und deren Evangeliums.

Unwahrscheinlich erscheint auch die Theorie, dass der Bauhandwerker Josef wegen des Arbeitsmarktes nach Ägypten zog. Unweit von Nazareth ließ zu dieser Zeit Herodes Antipas, der 4 v. Chr. den Thron von seinem Vater geerbt hatte, die neue Residenzstadt Tiberias erbauen. Da gab es ausreichend Arbeitsmöglichkeiten.

Dennoch ist für ägyptische Christen die Kindheit Jesu in ihrem Land sehr wichtig. An vielen Orten wird noch immer ein Andenken an den Aufenthalt Marias gepflegt.

Verstärkt wird dieses Denken durch Hinweise in den aus verschiedenen Gründen nicht in den Kanon der Bibel übernommenen (apokryphen) Evangelien. Hier wird von der Gastfreundschaft, mit der die Heilige Familie aufgenommen wurde, erzählt. Oft waren es die Armen und Witwen, die sie bewirteten.

Der tiefere Sinn

Vielleicht will uns die Heilige Schrift mit der Erzählung aufzeigen, dass ein (Weihnachts-)Friede zwischen dem kleinen Israel und dem großen Ägypten möglich ist. Oder handelt es sich vielleicht schon zu Beginn des Evangeliums nach Matthäus um einen Hinweis, darauf, dass Gott das Heil für alle Menschen will (Heilsuniversalismus: „für viele", Mt 20,28)? ■

Aus der Familienchronik

Flucht, Vertreibung und Versöhnung

Oder: Der Krieg ging weiter, obwohl er zu Ende war

VON RAIMUND HEIDRICH
MIT UNTERSTÜTZUNG SEINER COUSINE UND SEINES COUSINS
UND MITHILFE VON TAGEBÜCHERN SEINES ONKELS

Es ist der 23. Juli 2002. Die Flügeltüren der kleinen Kapelle sind weit geöffnet. Mein Großvater hat sie 1905 erbaut. In alt-neuem Glanz erstrahlt sie jetzt. Wir, Nachfahren meiner Großeltern, deren Sohn und deren Schwiegertochter, Enkel, Urenkelin und Urenkel, Nachfahren der 1946 vertriebenen Deutschen also, haben diese Kapelle zusammen mit der ganzen Großfamilie renovieren lassen. Auch polnische Bewohner des Ortes sind gekommen. Wir alle beten zweisprachig und singen zweisprachig gemeinsam mit den Nachfahren der damals vertriebenen Polen und bitten um Versöhnung und feiern den Frieden.

Die Vorfahren der heutigen polnischen Bewohner sind 1946 aus einem Dorf bei Lemberg, heute Lwiw, das damals zu Ostpolen gehörte, vertrieben und in Oberschlesien angesiedelt worden. Sie haben damals aus ihrer Heimat ein Marienbild mitgebracht, das seitdem in dieser Kapelle eine neue Heimat gefunden hat.

Das kleine Städtl in Oberschlesien ist bislang vom Krieg weitgehend verschont geblieben. Am Ende des Jahres 1944 rückt die Front immer näher. „Die Russen kommen. Bleiben oder fliehen?“ fragen sich meine Großeltern samt ihrer großen Familie. Auf Anordnung der Behörden macht sich die Familie dann am späten Nachmittag des 19. März 1945 auf die Flucht. Der Schimmel zieht den mit dem Nötigsten gepackten Leiterwagen. Ziel ist das benachbarte und relativ sichere Sudetenland. Nach Kriegsende am 8. Mai 1945 warten sie zunächst einige Tage und kehren dann am17. Mai in ihr Heimatstädtl zurück. Einige Häuser sind zerstört, viele beschädigt, die Friedhofskirche völlig zerbombt. Die Russen sind da, und sie sind die Sieger. Der Krieg ist zu Ende und doch nicht so ganz. Für die Bewohner Schlesiens, Pommerns und Ostpreußens geht er jetzt erst richtig los.

Am 7. Juli kommen die ersten Polen aus dem genannten Dorf beim damals ostpolnischen Lemberg in das Städtl. Auch in das Haus meiner Großeltern werden einige polnische Vertriebene einquartiert. Eine Zeit der Unsicherheit und der Gerüchte beginnt. Werden die Polen in der Nähe von Warschau angesiedelt? Dürfen die Deutschen doch bleiben? Deutsche und Polen geraten nicht selten aneinander. Deutsche werden oft benachteiligt. Es ist der russische Kommandant, der dann den dankbaren Deutschen zu ihrem Recht verhilft.

Die Nahrung wird knapp. Deutsche bringen zwar noch ihre eigene Ernte ein, aber zunächst bekommen die Russen ihren Anteil, dann die Polen. Für die Deutschen bleibt nur wenig übrig. Viele hungern. Meine Cousine, damals acht Jahre alt, bekommt Hungerödeme. Immer wieder kommt es zu Plünderungen und Schikanen. Gerade Witwen mit ihren Kindern sind schutzlos und leben in Angst und Schrecken. Dazu kommt die Willkür der jetzt polnischen Behörden. Über ein Jahr leben nun polnische Vertriebene unter einem Dach mit Deutschen, die bald selbst zu Vertriebenen werden; sie wissen es aber noch nicht, doch man munkelt schon davon. Es dauert, bis sich die unfreiwillig Zusammenwohnenden angenähert haben, und manchmal stellt sich sogar auch ein Stück weit Solidarität von Vertriebenen ein.

Manche Deutsche erleben dann die angeordnete Aussiedlung bei aller Trauer um den Verlust der Heimat auch ein Stück weit als Erleichterung. Außerdem steht ja ein Friedensvertrag mit der endgültigen Grenzziehung noch aus. So hoffen sie auf eine baldige Rückkehr in wirklichen Friedenszeiten.

Die polnische Großmutter weint, als es am 26. Juli 1946 so weit ist. Auf dem Sammelplatz stehen die deutschen Bewohner des Städtls stundenlang in der heißen Sonne. Dann wird ihr mageres Gepäck noch einmal

durchsucht. Sie müssen alle Taschen völlig ausleeren. Die polnischen Kontrolleure nehmen all das an sich, was sie für wertvoll und nützlich erachten. Dann beginnt die lange Bahnfahrt nach Westen. Die Deutschen, die zunächst in das Sudetenland geflohen sind und zunächst in die Heimat zurückkehren können, werden nun zusätzlich zu Vertriebenen gemacht.

Leben lernen in der neuen Heimat – für Deutsche wie Polen

Das Heimisch-Werden in der neuen Heimat im Westen dauert Jahre. Heimattreffen der Flüchtlinge und Vertriebenen stärken die Solidarität untereinander. Manche haben noch Kontakte zu denen, die in der alten Heimat haben bleiben können. Nachrichten werden ausgetauscht. Zweisprachige Geistliche in Schlesien helfen mit, die Kontakte zu halten und zu stärken. Päckchen, gerade zu Weihnachten, werden nach Schlesien geschickt, auch an „unsere Polen", die im ehemaligen Haus der Großeltern wohnen. Für den Erhalt der Kirche in der alten Heimat wird Geld gesammelt. Erste Besuche in die alte Heimat werden gewagt.

2002 fahren wir als sechsköpfige Gruppe, Abkömmlinge unserer Großeltern und Angeheiratete, gemeinsam nach Schlesien. Wir treffen nie auf deutsch-feindliche Attacken, im Gegenteil: Wir treffen auf offene

Menschen. Ihre Gastfreundschaft ist sprichwörtlich. Ganz offen sprechen wir auch über die Zeit der Vertreibung und danach. Die polnischen Bewohner des Hauses, in dem die Großeltern einmal wohnten, empfangen uns freundlich. Erinnerungsstücke aus dem Haus, von den Polen verwahrt, dürfen wir mitnehmen.

Die Ostpolitik Willy Brandts (Kanzler 1969-1974), zunächst von den meisten Vertriebenen scharf abgelehnt, hat dann doch gute Früchte getragen, auch für die Flüchtlinge und Vertriebenen.

Es war für die Flüchtlinge und Vertriebenen schwer, die seit Jahrzehnten gewachsenen Realitäten anzuerkennen. Klar aber war von Anfang an, bei allem Festhalten an ihrer Forderung, dass sie gänzlich auf Gewalt verzichten werden, festgeschrieben in der *Charta der Heimatvertrieben* von 1950.

Mittlerweile war Schlesien längst die neue Heimat von ja ihrerseits vertriebenen Polen geworden. Lange Jahre hatten aber die Polen in Schlesien auch Angst, dass die vertriebenen Deutschen zurückkehren könnten. Deutsche wie Polen waren zum geo-politischen Spielball geworden, mit Anfängen schon nach dem ersten Weltkrieg. Das geheime Zusatzabkommen des Hitler-Stalin-Paktes (Ende August 1939, kurz vor dem Beginn des 2. Weltkrieges) mit dem Ziel der Auslöschung des polnischen Staates war aber dann nach dem Angriff Hitlers auf die Sowjetunion 1942 nichtig. Stalins neuer Plan sah einen Bevölkerungsaustausch vor mit der Folge von Vertreibungen von Polen und Deutschen, letztlich akzeptiert von allen Siegermächten in Jalta (1943) und in Potsdam (1945), also auch von den USA, Frankreich und Großbritannien. Die Oder-Neiße-Linie wurde als vorläufige Grenze festgelegt, die endgültige Grenzziehung aber einem zukünftigen Friedensvertrag vorbehalten.

Das Warten auf einen Friedensvertrag, verbunden mit einer anderen (?) Grenzregelung, erweist sich als Illusion. Die Akzeptanz des Verlustes der alten Heimat, die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als endgültige deutsch-polnische Grenze eröffnete neue Dimensionen. Seit der demokratischen Wende in Polen (1981) bessert sich merklich die Situation aller nationalen und ethnischen Minderheiten. Der deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag (1991), die neue polnische Verfassung (1997), die Ratifikation des europäischen Rahmenabkommens zu den nationalen Minderheiten von 2001 und vor allem der Beitritt Polens zur Europäischen Union 2004 bis hin zum Minderheitengesetz (2005) hat auch für die deutsche Minderheit in Schlesien ganz neue Freiheiten ermöglicht, z. B. die freie Nutzung der Muttersprache (war bis 1983 verboten!), der muttersprachliche Unterricht in den Schulen, freie Bildung muttersprachlicher Vereinigungen, Raum in Funk und Fernsehen, die politische Vertretung auf allen Ebenen von der Gemeinde bis zum Sejm (polnisches Parlament). Wir sehen im heutigen Oberschlesien zweisprachige Ortsschilder und sehen einheimische Kinder spielen, die selbstverständlich deutsch sprechen. Städtepartnerschaften zwischen deutschen und polnischen Städten, kultureller Austausch sind selbstverständlich geworden.

Leider hat sich die Stimmung seit 2015 deutlich geändert, als die nationalistische Partei „Recht und Gerechtigkeit" (PiS), mit ihrer führenden Kraft Jaroslav Kaczynski im Hintergrund, die Regierung übernommen hat. Deutschfeindliche Töne sind zu hören, alte Ressentiments werden geschürt. Die garantierten Minderheitenrechte werden immer mehr beschnitten und ausgehöhlt. Aber es gibt auch unter den Polen Stimmen der Mäßigung und des Ausgleichs. Der in Polen landesweit anerkannte und vielfach ausgezeichnete polnisch-schlesische Autor Szczepan Twardoch ist so ein Hoffnungsträger.

Trotz aller Querschüsse: Die schon seit Jahrzehnten gelebte Versöhnung wird sich auf Dauer als stärker erweisen. ■

Fotos links: Vertriebene zum Ende des II. Weltkriegs. Links am Pankower Bahnhof Berlins 1946, rechts ziehen Flüchtlinge Richtung Westen 1945. Aus dem Bundesarchiv. Foto unten: Rick Obst, „Immigrants & Refugees Welcome Sign", Flickr

De

Auf Wies
lacht er uns
man
an Gartenmauer
wo ungefragt

Hintergrundbild: Bessi, Pixabay

r Löwenzahn

VON JUTTA RESPONDEK

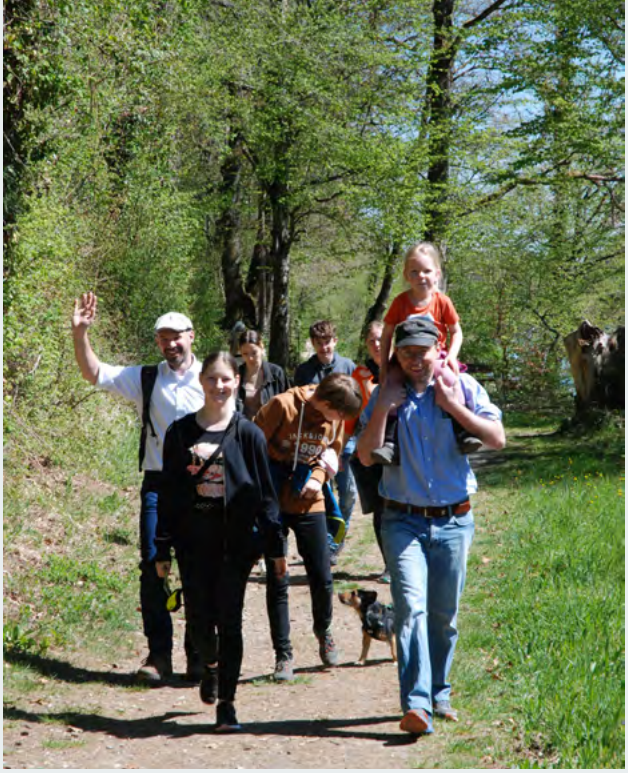
en, Feldern und an Wegen
sonnengelb entgegen,
kann ihn überall entdecken,
n, Häuserecken,
und im gepflegten Blumenbeet,
er leuchtend steht.

Unbeirrt und unverdrossen
kommt er flugs hervorgesprossen,
dringt durch jeden Spalt ans Licht,
mit ungebremster Zuversicht.

Nicht jeder liebt ihn, das ist wahr,
man schimpfet ihn als Unkraut gar,
voll Groll im Gärtnerherzen,
versucht ihn auszumerzen.

Doch wie die Hoffnung nie vergeht
und immer wieder neu ersteht
und wie der Geist zur Freiheit strebt,
sich immer wieder neu erhebt,
trotz Fesseln und trotz Schranken
für mutige Gedanken,
so bricht der Löwenzahn sich Bahn
und lacht uns stets von neuem an.

Er breitet seine Schirmchen aus,
der Wind weht sie ins Land hinaus,
dass neuer Löwenzahn entsteht
und auf der Erde nicht vergeht.



Emmaus-Gang am Hochrhein

Bei strahlendem Sonnenschein machten sich Mitglieder der drei Klettgau-Gemeinden Dettighofen, Hohentengen und Lottstetten am Ostermontag zu einem Emmaus-Gang auf. Der Weg führte sie gemeinsam zur St.-Fridolin-Kapelle nach Herdern, in der pandemiebedingt zwei Jahre lang kein alt-katholischer Gottesdienst mehr stattgefunden hatte. Am Rhein entlang spürten wir – wie die beiden Jünger auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus (Lk 24,13–35) – im Gehen, im Gespräch und im Schweigen dem Geheimnis der Auferstehung nach, um dann bei der Eucharistiefeier in Herdern Christus im gebrochenen Brot zu erfahren. Das anschließende Gemeindefest in Hohentengen ließ den Tag fröhlich und mit vielen schönen Begegnungen ausklingen. ■

Infoabend Alt-Katholische Theologie

Haben Sie Interesse am Masterstudium „Alt-Katholische und Ökumenische Theologie“? Möchten Sie Studierende und Lehrende des Alt-Katholischen Seminars kennenlernen? Sind Sie neugierig auf Einblicke in Geschichte und Gegenwart der Alt-Katholischen Kirche? Wollen Sie mehr über Berufsaussichten im alt-katholischen und ökumenischen Umfeld erfahren? Dann sind Sie herzlich zum Infoabend am **Mittwoch, den 20. Juli**, um 18 Uhr eingeladen. Die Veranstaltung findet online statt, eine Anmeldung ist unter infoak@uni-bonn.de möglich. ■

Wiesbaden

Frauensonntag

Einen lebendigen und eindrucksvollen Gottesdienst zum *baf*-Frauensonntag feierte die Wiesbadener Gemeinde. Unter dem Leitwort „Aufbruch wagen“ entfaltete ein Klangteppich zur Lesung eine große Begeisterung. Mit der Zusage „Ihr seid das Salz der Erde“ konnten die Mitfeiernden kleine Gaben von grobem Salz aus der Camargue mit nach Hause nehmen. ■

Wiesbaden

Unterstützung für *Tafel*

Die Lage ist katastrophal für die Menschen in der Ukraine und anderswo in den Krisengebieten dieser Erde. Viele Menschen sind noch immer auf der Flucht. In vielen Städten und Gemeinden kommen sie an und werden unterstützt durch Hilfsorganisationen und private Institutionen. Dabei geraten die *Tafeln* in Deutschland in Engpässe und bitten dringend um Spenden. Auch die Wiesbadener Gemeinde sammelt haltbare Lebensmittel und Hygieneartikel. Sie werden nach und nach zur Wiesbadener *Tafel* gebracht, die die Sachspenden dankbar entgegennimmt. ■

Singen und Sauldorf

Generalvikar wird Geistlicher im Auftrag

Der bisherige Generalvikar des römisch-katholischen Bistums Speyer, Andreas Sturm, der unter großem Medienecho sein Amt niedergelegt und seinen Entschluss bekanntgegeben hat, zur Alt-Katholischen Kirche überzutreten, wird nach einem Praktikum in der Gemeinde München Geistlicher im Auftrag in den Gemeinden Singen am Hohentwiel und Sauldorf. *Christen heute* wird ihn um ein Gespräch bitten – aber erst einmal soll er nach all der Aufregung in Ruhe in unserer Kirche ankommen dürfen. Für seinen Neubeginn wünschen wir ihm Segen, Mut und Kraft.

Foto: Andreas Sturm. Aus Wikipedia.

Mehr Respekt und Zukunftsfähigkeit

Die 63. Bistumssynode steht an

von Francine Schwertfeger

Die 63. Bistumssynode steht vor der Tür – schon wieder?, möchte man fragen. Nachdem die 62. Synode wegen Corona mit einem Jahr Verspätung 2021 (online) abgehalten wurde, ist das reguläre Datum im Zwei-Jahres-Turnus nun der 29.9. bis 2.10.22 in Mainz.

14 Anträge sind eingegangen. Zur Sprache kommt dabei auch das Gefühl der Geistlichen im Ehrenamt, von der Bildfläche verdrängt zu werden. Die anderen Anträge drehen sich z. B. um behindertengerechte Zugänge zu Kirchen und Gemeinderäumen des gesamten Bistums (Antrag Berlin) sowie die Attraktivität von Ämtern, für die es kaum noch Nachwuchs gibt.

Mangelnde Wertschätzung beseitigen

Die Geistlichen im Ehrenamt vermissen offenbar den Respekt für ihren „immensen Dienst in den Gemeinden", wie es in einer Begründung heißt. So beklagt der Sprecherkreis, wie sie in den vergangenen Jahren „systematisch" aus der Öffentlichkeitsarbeit des Bistums (Homepage, Jahrbuch) herausgenommen worden seien, und lässt Datenschutz für ausscheidende Mitglieder nicht als Grund gelten.

„Das Verdrängen der Geistlichen im Ehrenamt [...] ist daher für uns nicht gerade ein Zeichen der Wertschätzung von Seiten der Bistumsleitung resp. der Verantwortlichen", heißt es im Klartext. Die Anträge lauten deshalb auf namentliche Aufführung der gewählten Geistlichen – wenn nicht auf der Bistums-Homepage, so doch mindestens im Jahrbuch-Adressverzeichnis nebst offizieller E-Mail-Adresse des Sprecherkreises, denn schließlich müssten sie wie die anderen Geistlichen als Ansprechpartner erreichbar sein.

Auch bemängelt ein Antrag des Sprecherkreises, dass Geistliche im Ehrenamt mit Eintritt in den Ruhestand nur ihre (unbefristete) Zulassung zurückgeben können. (Hingegen scheiden Hauptamtliche automatisch aus dem aktiven Dienst aus.) Sie wünschen, „sich nach Erreichen des Ruhestandsalters auf Antrag beim Bischof von diesem in den ehrenvollen Ruhestand versetzen lassen [zu] können."

Verkürzte Dienst- und Amtszeiten

Das Problem vieler Vereine, Leute für Ämter zu gewinnen, geht auch an der Alt-Katholischen Kirche nicht spurlos vorüber. So stellen Bremen und Kaufbeuren jeweils den Antrag, die Amtszeiten des Kirchenvorstands allgemein von sechs auf vier Jahre zu verkürzen (Kaufbeuren) oder als einzelne Gemeinde verkürzen zu dürfen (Bremen). Dies käme in heutigen Zeiten Ehrenamtlichen entgegen, die kaum noch so lange Verbindlichkeiten eingehen wollten, weshalb die Gemeinden immer öfter Probleme hätten, die Posten zu besetzen.

Den Anträgen liegen – unterschiedlich komplizierte – Vorschläge für eine Übergangslösung bei, um ohne Bruch rechtskonform von der sechs- zur vierjährigen Amtszeit zu kommen.

Geht es nach der Gemeinde Essen, muss bei der Synode auch eine Überarbeitung bzw. Präzisierung der Dienstzeiten von Geistlichen auf den Tisch. Die Fünf-Tage-Woche soll festgeschrieben werden. Der Beruf sei nicht attraktiv für jüngere Menschen, die sich nicht mehr anfreunden wollten mit einer schwammigen

Arbeitszeitbemessung, die sich laut Dienstordnung (DEVO) „nach den Erfordernissen“ des Amtes richte, auch noch Erreichbarkeit in Notfällen selbst am freien Tag erwarte und keine geregelte Freizeit für das Privatleben ermögliche. Das gefährde die Zukunftsfähigkeit der Gemeinden, wie es in der Evangelischen Landeskirche bereits sichtbar sei.

Dem schließt sich ein weiterer Antrag aus Essen an: Freizeitausgleich für Geistliche, wenn sie an einem gesetzlichen Feiertag arbeiten, der ja meist auch ein kirchlicher Feiertag ist. Das Arbeitsschutzgesetz schreibe einen freien Tag als Ausgleich pro gearbeitetem Feiertag vor. Ob die Synode aber beschließen wird, auch einen Feiertag, der auf einen Sonntag fällt, mit Freizeit zu vergüten (wie es in der Antragsüberschrift heißt), bleibt abzuwarten – schließlich ist der Sonntag als Arbeitstag für Pfarrer ohnehin Pflicht, weshalb als ausgleichender „Pfarrersonntag“ bei vielen der Montag herhält.

Gleichstellungsbeauftragte:r

Gleich zwei Gemeinden (Bremen und Hamburg) widmen sich der offensichtlich auch in der Alt-Katholischen Kirche immer noch bestehenden „gläsernen Decke“: Frauen als Diakoninnen oder Priesterinnen seien auch 26 Jahre nach Öffnung des Amtes unterrepräsentiert (bei haupt- wie ehrenamtlichen Priester:innen ist ihr Anteil ca. zehn bis elf Prozent), weshalb der Posten eines oder einer Gleichstellungsbeauftragten her müsse. Die Kirche solle damit zeitgemäß aufgestellt werden. Der/die Beauftragte hätte Folgendes zu tun: Öffentlichkeitsarbeit, um Frauen für die Ordination anzusprechen, Ansprechpartner:in für am Bonner Seminar studierende Frauen zu sein, sie auf dem Weg zur Ordination zu unterstützen (unter Einbeziehung des/der jeweiligen Gemeindepastors/-pastorin), ferner die Auswirkungen der Gottesbilder, der Sprache und Geschlechterklischees zu untersuchen, sodann dem Bischof, der Synodalvertretung und mindestens bei jeder Synode über ihre eigenen Fortschritte in der Gleichstellungsförderung Bericht zu erstatten und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Ziel soll eine hälftige Besetzung der Ämter mit Männern und Frauen sein, gemäß ihrem Anteil in der Bevölkerung.

Zu guter Letzt sei in dieser Auswahl auch noch ein Antrag aus Bremen erwähnt, der angesichts der Größe vieler Gemeinden die Rechtskommission beauftragen will, eine Möglichkeit für die rechtssichere Durchführung von Gemeindeversammlungen und -wahlen online bzw. hybrid in Bild und Ton zu erarbeiten, und ein Antrag aus Bottrop, jeweils eine:n Koordinator:in für die Friedens-, sowie für die Umweltarbeit zu beauftragen, um Vernetzung und Effektivität in den Gemeinden zu erhöhen. ■

Schmerlenbach

baf-Oasentag in der Osterzeit

Stille, Gebet, Tanz und wohltuende Gespräche schenkten Kraft für den Alltag

VON ANNE SCHOMBURG

Anne Schomburg ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe und des *baf*-Vorstands

Am ersten Freitag im Mai empfing Schmerlenbach 15 Frauen mit der gewohnten Herzlichkeit zum *baf*-Seminar mit dem Titel „Und ein neuer Morgen bricht an“. Unter der Leitung von Bibliodramaleiterin Christine Rudershausen und Frauenseelsorgerin Brigitte Glaab konnten wir bei traumhaftem Frühsommerwetter in Zeiten der Stille, beim Tanz und in vielen schönen Gesprächen Abstand von Alltag gewinnen und auftanken.

Ein Text aus dem Johannesevangelium, in dem berichtet wird, wie Jesus den Jüngerinnen und Jüngern am See Tiberias erscheint, zog sich als roter Faden durch den Oasentag (Joh 21 1-14). Wir spürten der Unsicherheit der Jüngerinnen und Jünger nach, deren Leben sich durch den Tod Jesu völlig verändert hat. Ihr Hoffnungsträger ist nicht mehr da. Wie soll es nun weitergehen? Petrus, als Macher, besinnt sich in dieser Situation erst einmal auf seine früheren Stärken und Fähigkeiten und geht fischen. Doch ohne Erfolg. Die alten Gewohnheiten tragen nicht mehr.

Es braucht den Anstoß von außen, es anders zu machen. Anders als es bisher immer gemacht wurde. Jesus gibt diesen Anstoß und animiert die Fischenden, die Netze nochmals, aber diesmal auf der rechten Seite des Bootes, auszuwerfen. Wir haben uns die Frage gestellt: Wie würde ich auf einen solchen Ratschlag reagieren? Könnte ich ihn annehmen oder würde ich mich erst einmal dagegen auflehnen? Es braucht Mut und Vertrauen, um nach einer langen Nacht erfolglosen Fischens nochmals die Netze auszuwerfen.

Dass auch gut gemeinte Ratschläge sich manchmal wie „Schläge“ anfühlen, wurde deutlich, als wir uns gegenseitig berichteten, was wir in unserem Leben schon mal als „Ratschlag“ bekommen oder auch selbst weitergeben haben. Sätze wie „streng dich an“, „das Leben ist kein Zuckerschlecken“ wirken, wenn auch gut gemeint, wenig aufbauend. „Sei du selbst“ oder „Geh deinen Weg“ haben hingegen eine ganz andere Wirkung. Für mich war diese Übung sehr eindrücklich und hat mir gezeigt, wie wichtig

es ist, sorgsam mit Sprache und achtsam mit dem Gegenüber umzugehen.

Welche Facetten in dem Evangeliumstext noch stecken, wurde durch die sich anschließende Einheit des Bibliodramas deutlich. Jede von uns schlüpfte in eine Rolle oder ein Element des Textes. Welche Rolle spielt z. B. das Boot, mit dem Petrus zum Fischen auf den See hinausfährt? Ist es ein Zufluchtsort, um wieder zur eigenen Mitte zu finden oder ein Ort der Enttäuschung, da das Fischen erfolglos blieb? Und wie fühlt es sich am Seeufer an, so zwischen Wasser und Land? Ist es ein Platz, um in Ruhe über die Ereignisse der vergangenen Zeit nachzudenken und neue Kraft zum Weitermachen zu schöpfen? Welche Kraft geht von einem Kohlenfeuer aus, auf dem Brot und Fisch gebacken werden? Die Frauen, die ihren Ort beim Kohlenfeuer fanden, betonten den Trost, die Wärme und die Geborgenheit, die ein solches Feuer ausstrahlt. Aber auch die Rolle der distanzierten Beobachterin, die das ganze Treiben am See hinterfragt, wurde eingenommen.

Erstaunlich vielfältig und bereichernd war der Austausch über die verschiedenen Aspekte der unterschiedlichen Orte und Rollen. Das Bibliodrama führte uns nicht nur zur Tiefe des Textes, sondern – angeleitet durch behutsames Nachfragen von Christine – auch zu unseren eigenen Tiefen. Eine Fülle an verschiedenen Gedanken und Sehnsüchten erfüllte den Raum.

Diese Fülle greifbar zu machen, sich der Fülle im eigenen Leben stärker bewusst zu werden, war Inhalt des kreativen Teils des Oasentags. Voller Begeisterung stellten wir mit den unterschiedlichsten Materialen „Fülle“ dar. Eine Fülle, die auch das Stachlige und Unangenehme des Lebens einschießt. All die Eindrücke, die Gedanken und Gespräche mündeten zum Abschluss in einen Gottesdienst. Das Zeichen des Brotbrechens als Zusage Gottes und der gegenseitigen Stärkung war für mich in der Gemeinschaft, die während des Oasentags entstanden ist, besonders eindrücklich. Wir hatten so viel miteinander geteilt, uns gegenseitig anvertraut und einander Mut zugesprochen. Getragen und gestärkt vom tröstenden Gedanken, dass immer wieder „ein neuer Morgen“ anbricht, machten wir uns am Ende des Oasentags auf den Heimweg. ■

Konstanz

Gemeindejubiläum mit viel Prominenz

VON JOACHIM PFÜTZNER

Das eigentliche Jubiläum, festgemacht am ersten alt-katholischen Gottesdienst in Konstanz, steht noch aus: Dieser hat am 28. Februar 1873 in der Augustiner-(Spital-)Kirche stattgefunden. Aber Kirchenvorstand und Jubiläumsausschuss waren der Meinung, auf das Jubiläum zufeiern zu sollen. Nicht nur der Gemeinde, die gerade mit einem neuen Pfarrer begonnen hat, soll das nach dem Einschnitt mehrerer Corona-Lockdowns guttun, sondern auch der Konstanzer Öffentlichkeit, der kirchlichen genauso wie der bürgerlichen. Wer weiß denn schon Näheres über die Alt-Katholische Kirche, die in Deutschland Anfang Juni 2023 gleichfalls ihr 150-jähriges Jubiläum begehen darf? Und wer weiß in Konstanz, wie bewegend in der ehemaligen Bistums- und Konzilsstadt die Zeit nach dem Ersten Vatikanischen Konzil und dem dort verkündeten Unfehlbarkeitsdogma war?

Interessanter als der Rückblick in vergangene Zeiten erschien dem Jubiläumsausschuss aber, die Rolle der Alt-Katholischen Kirche heute anzusprechen und dabei die Gemeinde Konstanz mit im Blick zu behalten. In vier Veranstaltungen soll dem nachgegangen werden; die ersten beiden haben bereits stattgefunden. Den Kick-off zum Jubiläumsjahr gab Anfang Mai der emeritierte Erzbischof von Utrecht ab, Dr. Joris Vercammen. Er, dessen Kompetenz auf dem Gebiet der Spiritualität allgemein bekannt ist, glänzte mit einem Vortrag zur Frage „Was heißt alt-katholisch heute?“ Im Jubiläumsausschuss war man sich einig, dass Vercammens Ausführungen viel zu wertvoll sind, als dass man nun einfach zur Tagesordnung übergehen dürfe.

150 Jahre alt-katholische Gemeinde Konstanz
Noch anstehende Veranstaltungen:

- **Freitag, 15. Juli, 18:00 Uhr**
  Ministerpräsident Winfried Kretschmann
  „Viele Religionen in einer Stadt.
  Der Staat und die Religionen.“
- **Dienstag, 22. November, 18:00 Uhr**
  Prof. Dr. Hubert Wolf
  „Die vielen Katholizismen und die eine Kirche.
  Historische Einsichten aus dem 19. Jahrhundert.

Alle Veranstaltungen finden in der Christuskirche St. Konrad, Münsterplatz 8, in Konstanz statt.

Erzbischof em. von Utrecht Joris Vercammen

Deshalb sollen sie noch anlässlich eines Kirchenkaffees in der Gemeinde und im Kreis Interessierter vertiefend diskutiert werden.

Die weiteren Veranstaltungen wurden als „Kanzelreden" konzipiert. Den Anfang machte im Juni die gerade erst ins Amt gekommene Landesbischöfin der Evangelischen Kirche in Baden, Dr. Heike Springhart, mit dem Thema „Viele Religionen in einer Stadt. Und die Kirchen?" Die Idee war, mit dieser Veranstaltung die langjährigen guten Beziehungen zwischen Evangelischer und Alt-Katholischer Kirche in Konstanz wie in Deutschland sichtbar zu machen und besonders auch Vertreter*innen anderer Religionsgemeinschaften einzuladen.

Ein Highlight verspricht die zweite Kanzelrede zu werden, zu der sich der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann bereiterklärt hat. Sein Thema: „Viele Religionen in einer Stadt. Der Staat und die Religionen." Bei dieser Veranstaltung werden insbesondere auch Vertreter*innen des politischen Lebens in Konstanz und Umgebung erwartet.

Den Abschluss wird der Münsteraner Kirchengeschichtsprofessor Dr. Hubert Wolf machen mit dem Thema: „Die vielen Katholizismen und die eine Kirche. Historische Einsichten aus dem 19. Jahrhundert." Hubert Wolf versteht es, Kirchengeschichte spannend wie ein Krimi zu vermitteln; bekannt geworden ist er unter anderem durch Bücher wie „Die Nonnen von Sant'Ambrogio", „Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte" und zuletzt „Der Unfehlbare. Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert".

Gegen Ende des Jahres soll im Alt-Katholischen Bistumsverlag Bonn schließlich eine Jubiläumsschrift erscheinen, die einerseits Einblick geben wird in die bewegte Gründungsgeschichte vor 150 Jahren, andererseits aber auch ein Bild der alt-katholischen Kirche heute zeichnen soll. Ein Baustein werden dabei die Kanzelreden sein. ■

Gemeindeversammlung Aachen

Dienste in Gemeinde und Kirche

VON ANDREAS HOFFMANN

Unsere Gemeindeversammlung am 1. Mai hat sich mit der Frage befasst, ob die Dienstzeit von Pfarrerinnen und Pfarrern begrenzt und nach einer Bestätigungswahl ggf. verlängert werden sollte. Ein entsprechender Vorschlag für einen Antrag an die Bistumssynode wurde überwiegend zustimmend erörtert, schließlich aber zurückgezogen. Die Versammlung vereinbarte, zunächst in der Gemeinde, gerne auch innerhalb des Bistums, zu diesem Thema Gespräche anzuregen. Dazu soll folgender Beitrag dienen.

Üblicherweise wird zwischen Geistlichen und Laien unterschieden. Auf der einen Seite Amtsträger im bischöflichen, priesterlichen und diakonischen Dienst, auf der anderen weitere Dienste der Mitglieder von Kirche und Gemeinden ohne Beauftragung oder Weihe.

Der Begriff „Laie" wird gewöhnlich für eine Person ohne Fachwissen oder spezifische Erfahrung verwendet. Im Sinn des Neuen Testaments sind aber alle Glieder der Kirche Geistliche. Taufe und Firmung sind die sakramentalen Zeichen dieser Wirklichkeit. Jede und jeder ist an allen Lebensvorgängen der Kirche beteiligt und soll nach den persönlichen Gaben und Möglichkeiten mitwirken. Die Aufteilung in Geistliche und Laien ist demnach sachlich falsch und es ist bedauerlich, dass wir an dieser Sprachregelung festhalten. Gemeindemitglieder delegieren ihre eigene Verantwortung und Kompetenz an Geistliche und diese laufen dann Gefahr sich als „Vorgesetzte" oder „Vorsteher" gegenüber der Gemeinde zu empfinden. So bildet Sprache falsches Bewusstsein.

Vom „geistlichen Dienst oder Amt" sollte nur dann gesprochen werden, wenn ein Mitglied der Kirche in einem geordneten und anerkannten Verfahren mit einem bestimmten und auf längere Zeit angelegten Auftrag bedacht ist. Der diakonische, priesterliche und bischöfliche Dienst wird mit der demokratischen Wahl durch die Gemeinde oder die Bistumssynode und Beauftragung durch den Bischof bzw. Bischöfe übertragen. Andere Dienste oder Ämter werden entsprechend der Synodal- und Gemeindeordnung bzw. durch die Gemeinde übertragen. Sie sind in der Regel gebunden an die Bereitschaft und besondere Fähigkeit der Beauftragten und entsprechend offen in der Befristung.

Mitglieder der Kirchenvorstände, Synodenabgeordnete bis hin zur Synodalvertretung werden mit zeitlicher Befristung gewählt.

Natürlich muss unterschieden werden zwischen Leitungsämtern mit geistlicher, glaubensgemäßer Verantwortung und solchen Diensten oder Ämtern, die für das

Alltagsleben und die Verwaltung einer Gemeinde Bedeutung haben. Keiner dieser Dienste ist wichtiger als der andere, jeder trägt dazu bei, im Glauben eine lebendige Gemeinschaft zu bilden. Denn Kirche sind wir nur, wenn jede und jeder sein Teil beiträgt.

Ein Wahlamt innezuhaben kann durchaus bedeuten, dass es zur Bestätigung oder auch Nichtbestätigung kommt. Jede und jeder Gewählte ist gegenüber den Wählenden zur Rechenschaft verpflichtet. Das ist für beide Seiten eine Herausforderung gemeinsamer Verantwortung und beruht auf Vertrauen, der Grundlage eines gemeinsam gelebten und gestalteten Glaubenswegs in Gemeinde und Kirche.

Die geregelte oder vereinbarte Befristung der Dienstzeit mit der Aussicht auf Fortsetzung durch Bestätigungswahl auch für Pfarrer könnte die gemeinsame synodale Verantwortung aller Beteiligten für das „Schicksal" ihrer Gemeinde und die Arbeit am gegenseitigen Vertrauen stärken.

Über Reaktionen, Ideen und Überlegungen zu diesem Thema freue ich mich in *Christen heute* zu lesen oder gerne auch persönlich per Mail: andreas.hoffmann@alt-katholisch.de. ■

Hannover/Niedersachsen-Süd

Religiöses Leben in Deutschland kennenlernen

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Vier Tage im Mai bereisten die niederländischen Studierenden des alt-katholischen Seminars in Utrecht mit ihren Dozenten deutsche Gemeinden, so auch *St. Maria Angelica* in Hannover. Nach dem Gottesdienst hatte die Gemeinde ein Grillfest organisiert, bei dem Zeit für eine herzliche Begegnung war.

Dirk Jan Schoon, Bischof von Haarlem, der ebenfalls als Dozent mitreiste, erklärte den Grund für den Deutschland-Besuch, der neben dem alt-katholischen Bischofssitz in Bonn auch die alt-katholische Gemeinde *Christi Auferstehung* in Köln, die dortige römisch-katholische Pfarrei *St. Pantaleon*, die alt-katholische Gemeinde der *Friedenskirche* in Essen, die dortige *Alte Synagoge* und die römisch-katholische Essener Domgemeinde umfasste:

„Normalerweise machen wir alle zwei Jahre eine Auslandsreise. Die Studierenden möchten das Leben der Kirchen in Deutschland kennenlernen und sich auch persönlich wiedersehen, weil wegen Corona zwei Jahre lang nur Zoom-Konferenzen möglich waren."

In den Tischgesprächen berichteten die Niederländer, dass die dortige Kirche spendenfinanziert sei und

Die niederländischen Gäste mit den Gemeindemitgliedern St. Maria Angelica Hannover

Pfarrer:innen deshalb auch meist noch einen weltlichen Beruf ausüben müssten. Die meisten wollen Priester, Priesterin werden, da Theologie auf Lehramt nicht angeboten werde. In den niederländischen Schulen gebe es nur eine Art Ethik-Unterricht. Was den Studierenden auffiel: Die Messe ist in den Niederlanden strenger am *Missale Romanum* orientiert. Zum *Agnus Dei* ein Lied zu singen sei bei den niederländischen Alt-Katholiken nicht üblich.

Von Hannover aus machte sich die 14-köpfige Gruppe wieder auf die Heimreise. ■

Berlin

‚Aufbruch wagen'

Kein Weiter so, umkehren, das heißt neu hinschauen!

VON BARBARA MÜLLER-HEIDEN

Der jährliche Frauengottesdienst fand diesmal in der Dorfkirche Alt-Schöneberg statt – eine richtige Entscheidung, denn der geräumige Kirchenraum war gut besetzt.

„Frauengottesdienst"? Eine Chance, im Gottesdienst Themen aus der Sicht von Frauen in den Mittelpunkt zu stellen und ganzheitliche Impulse im Gemeindegottesdienst zu setzen.

Zu Beginn zeigte Monika Tigges-Urbisch den Rahmen auf: „Vor 102 Jahren meldeten sich Frauen in unserem Bistum zu Wort und beantragten einen jährlichen Frauentag, an dem ihre Anliegen bedacht und gefördert werden sollten. So wurde 1920 der Frauensonntag eingeführt. Mit dem Jubiläum wollte *baf* – der Bund alt-katholischer Frauen – den Schwung, die Energie und die Willenskraft der Frauen aus den damaligen Frauenvereinen aufnehmen und ihn ins Heute weitertragen. Wir haben das Thema „Aufbruch wagen" aufgegriffen, und so laden wir ein, neu aufzubrechen, Visionen zu entwickeln und Schritte zu deren Verwirklichung zu wagen."

Und so hörten wir den Aufruf zum Aufbruch: „Kein Weiter so, umkehren, das heißt neu hinschauen!“, verbunden mit der folgenden Hilfestellung:

- Sich einsetzen braucht Kraft.
- Ich darf mit meiner Kraft haushalten.
- Ich darf meine Grenzen achten.
- Und doch: Du, Gott, gibst mir Kraft.
- Deine Kraft und meine Kraft und die Kraft vieler – das beflügelt!
- „Du, Gott, stützt mich, Du, Gott, stärkst mich, Du, Gott, machst mir Mut!“

In ihrem Beitrag zur Lesung aus dem Römerbrief (12,1a-3,11-12), der in „gerechter Sprache“ zunächst ungewohnt klang, ging Britta Jacob-Janewers der Frage nach, was Gendern im Bibelkontext bedeutet, und zeigte die Präsenz von Frauen im Bibeltext auf. Die *Bibel in gerechter Sprache*, die 2006 erstmals als ein Projekt der Evangelischen Kirche erschien, ist bestrebt, eine für heutige Menschen zeitgemäße Sprache zu finden, die Bedeutung der Frauen in der Bibel aufzuzeigen, und sie ist auch ein Versuch, den Ursprungstexten gerechter zu werden, da diese tatsächlich viele Übersetzungsmöglichkeiten zulassen. Britta zitierte Beispiele: Anstelle der herkömmlichen Übersetzung „Ich ermahne euch, liebe Brüder!“ heißt es dort „Ich ermutige euch, Geschwister!“ Das hört sich hoffnungsvoll und gleichberechtigt an!

Die singfreudige Gemeinde, dirigiert von Xenia Lenz, zeigte ihre Vorliebe zum Kanon-Singen. Wir sangen bekannte Lieder wie *Wenn eine(r) alleine träumt* und *Lobe den Herrn, meine Seele* ebenso wie solche, die noch nicht im Gesangbuch stehen: *Du wirst den Tod in uns wandeln in Licht* oder *Ein freundlicher Blick.*

Die Kollekte geht an das *baf*-Projekt *Somewhere*, das Schulspeisungen im wohl weltgrößten Slum, dem Kiberia-Slum nahe Nairobi in Kenia unterstützt. Über 800 Kinder erhalten in der Schule täglich zwei Mahlzeiten und medizinische Betreuung.

Der Dank für das große Gemeinschaftserlebnis geht an die Frauen, die den Gottesdienst mit Wort und Musik gestalteten: Michaela, Claudia, Petra, Britta, Monika, Xenia und Ruth – und an Carsten vom Stadtkloster Segen.

Und vielleicht wagen auch Sie, liebe Leserin, die Sie unter den gut 400 Frauen in unserer Berliner Gemeinde sind, oder Sie unter den noch viel mehr Frauen unseres Bistums den Aufbruch und sind nächstes Jahr mit dabei, wenn es um Vorbereitung und Durchführung des Frauengottesdienstes in Ihrer Gemeinde geht? ■

Titelthema

Flucht – die Bibel ist voll davon

VON THOMAS SPRUNG

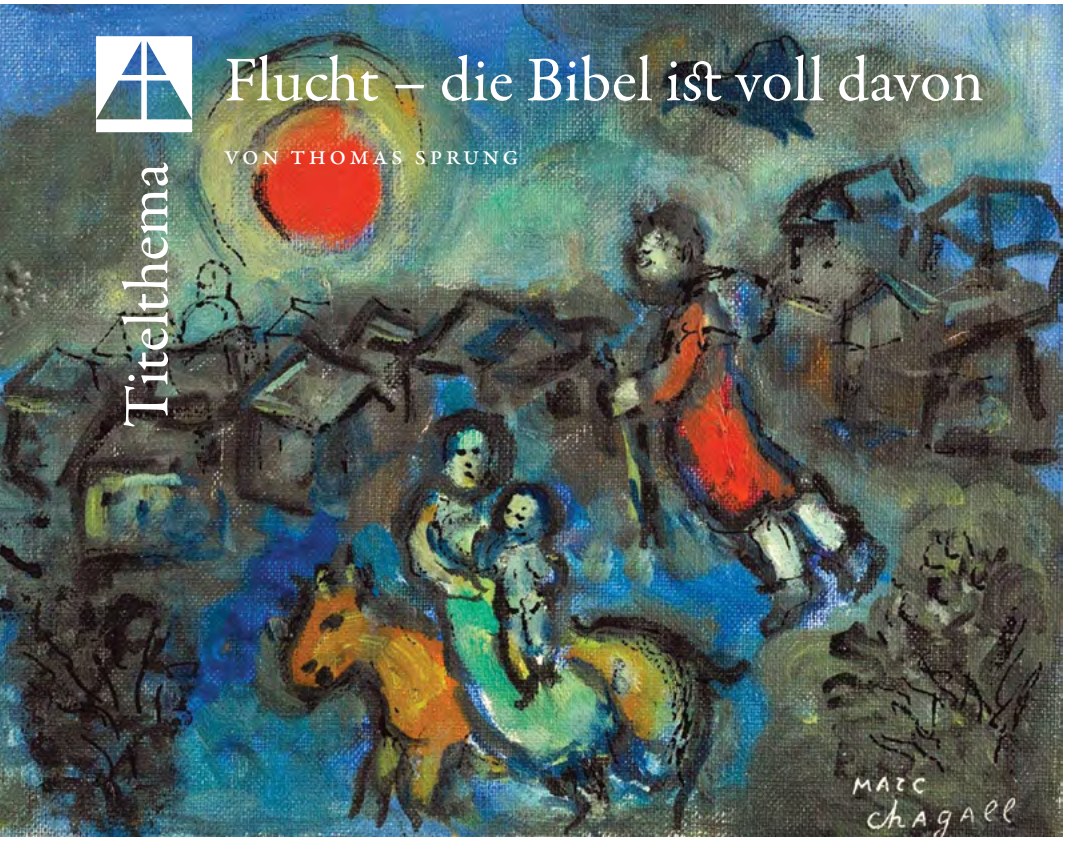


Bild: Marc Chagall, „Die Flucht nach Ägypten“, 1980.

Flucht ist ein Verhalten, dem wir in der Lektüre der Bibel oft begegnen. Die Bibel ist voll von Ortsveränderungen, ja, sie entnimmt daraus sogar viel ihrer inneren Dynamik: das Bild vom „pilgernden Gottesvolk“.

Flucht erfolgt stets unfreiwillig. Auslöser sind Änderungen der Rahmenbedingungen, die zu einem Ausweichen zwingen, bis hin zu Vertreibung. Das fing für die ersten biblisch erwähnten Menschen bereits mit der Vertreibung aus dem Paradies an. Und ging mit der Flucht ihres Sohnes Kain weiter (Gen 4,14.16). Aber auch Noah floh mit der Arche vor der Sintflut (Gen 7,18).

Weiterhin wird in der Erzvätergeschichte von einer ersten Flucht nach kriegerischen Unruhen berichtet: Die beiden Könige von Sodom und Gomorra mussten nach ihrer militärischen Niederlage flüchten und fielen beide in die Erdpechgruben, während sich ihre Mitstreiter in die Berge retten konnten (Gen 14,10). In diesem Zusammenhang wird Abram in Mamre durch einen Flüchtling davon unterrichtet, dass sein Neffe Lot gefangen gehalten wird (Gen 14,13). Darauf zieht er aus und befreit ihn.

Aber auch in Beziehung mit Gott erfolgen Fluchtbewegungen: Während Joab sich wegen verfehlter Bündnispolitik ins Zelt des Herrn in Sicherheit (1 Kön 2,28) und der fromme Beter des Psalms sich zu Gott flüchtet (Ps 7,2), fliehen diejenigen, die Gott hassen, vor Gottes Angesicht (Ps 68,2). Die Sinnlosigkeit solchen Verhaltens kennen die Psalmisten aber auch,

wenn sie die Frage aufwerfen: „Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist, wohin mich vor deinem Angesicht flüchten?“ (Ps 139,7). Am eigenen Leib erfährt dies Jona, als er seiner Berufung durch Gott ausweichen will und bis ans Ende der damals bekannten Welt, nach Tarschisch in Spanien fliehen möchte (Jon 1,4). Er wird letztlich dennoch Prophet in Ninive.

Flucht begegnet uns auch im Neuen Testament. Der Evangelist Matthäus erzählt uns von der Flucht der jungen Heiligen Familie nach Ägypten, um der außerbiblisch nicht bezeugten Ermordung der Erstgeborenen in Israel auszuweichen (Mt 2,13). Die drei synoptischen Evangelisten bezeugen eine panische Flucht der Schweinehirten nach der erfolgreichen Dämonenaustreibung des Besessenen durch Jesus in Gerasa (Mk 5,14; Mt 8,33; Lk 8,34). Den ausgesandten Jüngern wird zum Selbstschutz aufgegeben, bei Verfolgung in eine andere Stadt zu fliehen (Mt 10,23). Aber auch zum Ende Jesu wird es schnell ruhig um ihn: Es verließen ihn alle und flohen (Mt 26,56). Und das Erschrecken über das aufgefundene leere Grab führt ebenfalls zum sofortigen Verlassen und Fliehen (Mt 16,8). Im Verlauf der Apostelgeschichte wird uns auch von der rettenden Flucht der Apostel aus Ikonion vor unfreundlichen Juden und Heiden in die Städte Lystra und Derbe in Lykaonien (eine Landschaft südöstlich von Galatien im zentralanatolischen Hochland) Mitteilung gegeben (Apg 14,6).

Wir können beobachten, dass Flucht und Vertreibung aus sehr unterschiedlichen Motiven in biblischen Texten stets präsent ist. Gründe hierfür sind Suche nach Schutz, Naturereignisse, aber auch Überraschung über Nichterwartetes.

Der Gewinn des Einen ging immer zulasten eines Anderen. Auch für die Landnahme, die Sesshaftwerdung der Israeliten, mussten die dort Lebenden in Jericho und Umgebung weichen und in eine unbekannte Zukunft flüchten (Jos 2,24). ■

„Bleiben Sie zuversichtlich!“

VON JUTTA RESPONDEK

Mit diesen Worten verabschiedet sich dienstagabends Moderatorin Ilka Brecht nach der wöchentlichen ZDF-Politsendung *frontal* von den Fernsehzuschauern. In der Sendung werden politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Themen ins Visier genommen, und am Ende steht die Satire *Toll!* als pointierter politischer Kommentar.

Das vollständige Schlusswort „In einer Woche sehen wir uns wieder *frontal* an. Bis dahin bleiben Sie – trotz allem – zuversichtlich!“ mutet nach der vorangegangenen Konfrontation mit den diversen lokalen und globalen Missständen kurios an. Angesichts von Krieg und Terror, Aufrüstung und atomarer Bedrohung, unzähligen Menschen auf der Flucht, rapide fortschreitender Umweltzerstörung, Energie- und Nahrungsmittelkrise und unaufhaltsamem Klimawandel fällt es schwer, optimistisch in die Zukunft zu blicken. Das gesamte Weltgefüge ist aus dem Gleichgewicht, und anstatt in einer globalen Kraftanstrengung an einem Strang zu ziehen, um die drängenden und unsere Lebensgrundlagen bedrohenden Probleme gemeinsam zu bewältigen, bekämpfen sich Länder und Nationen, Volksgruppen und politische, religiöse oder gesellschaftliche Gruppierungen in dem irrsinnigen Bestreben, ihre eigenen Interessen durchzusetzen und ihre Macht zu erhalten oder auszubauen.

Woher Zuversicht nehmen? Welche Zukunft blüht unseren Kindern und Enkelkindern? In was für eine Welt wächst die kommende Generation hinein? Die Prognosen sind ernüchternd. Es gibt zwar an vielen Stellen viel guten Willen, viele Ideen und Strategien, viel individuellen Einsatz und großes Bemühen, Hilfe zu leisten, Auswege zu finden, das Elend zu lindern – aber kann das die Lage grundsätzlich ändern? War die Lage überhaupt jemals wirklich anders? Oder erleben wir nur eine andauernde weitere Eskalation des Bösen, das die Welt regiert?

Seit Beginn des Ukraine-Krieges wird immer wieder von *Zeitenwende* gesprochen – aber hat sich tatsächlich aktuell oder sonst irgendwann die Zeit gewendet? Der Blick in die Geschichte zeigt: Es gab seit jeher Machtkämpfe, Krieg, Hass, Gewalt, Ausbeutung, Unterdrückung und Elend. Es war nie anders. Wir hatten nur in Europa das Glück, in weiten Teilen eine lange kriegsfreie Zeit zu erleben und uns an Freiheit und Wohlstand zu erfreuen. Aber anderswo sah es anders aus. Irgendwo waren immer Kriegs- und Krisengebiete, immer gab es Zerstörung, Hungersnöte, Flucht, Verfolgung und

Jutta Respondek ist Mitglied der Gemeinde Bonn

Foto: Ukrainische Flüchtende warten an der polnischen Grenze auf ihre Mutter, 22. April 2022. Von Pakkin Leung. Aus Wikimedia Commons.

Vertreibung. Es ist *das alte Lied*. Alle kennen es, man singt es seit langer Zeit, durch alle Zeiten, schon immer, seit das Paradies Vergangenheit ist. Seitdem gibt es Unheil, Bosheit und Leiden.

Eines Tages kam Einer

Aber irgendwann, eines Tages, kam Einer, der zeigte einen anderen Weg. Mit ihm hätte es anders gehen können. Er ermöglichte einen Neubeginn, eine neue Zeit, besungen in einem Lied von Alois Albrecht (Text) und Peter Janssens (Musik) aus dem Jahr 1994. Jesus von Nazareth trat ein in die von Leid und Tod gepeinigte Welt und ging mit seiner Vision vom Friedensreich voll Zuversicht bis zur letzten Konsequenz seinen Weg des Heils. Einen Umkehr-Weg, der allen bisherigen Gesetzmäßigkeiten der Welt entgegenstand. Einen Weg der Gerechtigkeit, der Versöhnung, der Barmherzigkeit. Weil er in der Gewissheit lebte, dass alles Lebendige EINS ist in Gott, und damit gleichwertig, gleichberechtigt, gleichermaßen gewollt und geliebt. Das war in der Tat eine Zeitenwende.

Es hätte *die* Zeitenwende sein können.

Was ist daraus geworden…?

Letztlich ging alles weiter wie bisher.

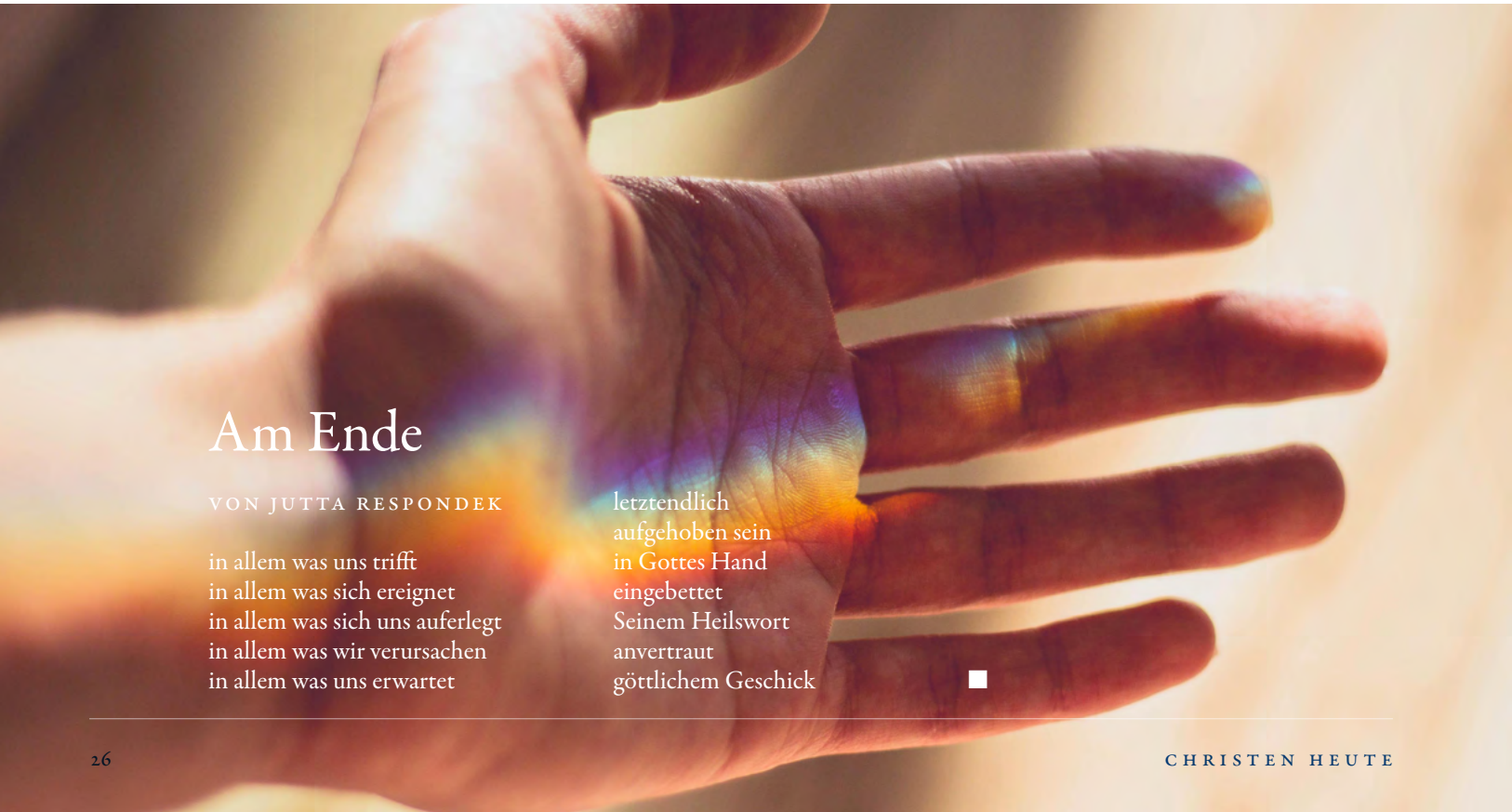
Und dennoch, die Tür war aufgetan. Das neue Lied ist in der Welt, neben dem alten, das man schon immer sang und immer noch singt. Dieser ganz andere Weg war und ist und bleibt eröffnet. Er ist und bleibt eine einmal gegebene Option – als eine Vision, als eine Chance, die, um tatsächliche Auswirkungen auf den Lauf der Welt zu haben, nicht nur von Einzelnen ergriffen werden müsste…

Vielleicht kann uns die von unserem Menschenbruder aus Nazareth hinterlassene und bis heute nicht vergangene Zusage Zuversicht oder doch eine gewisse Hoffnung geben: *„Ich bleibe bei euch bis ans Ende der Welt!“* Wir sind nicht allein gelassen. Er ist an unserer Seite und geht alle Wege mit. Das Ende der Welt eingeschlossen. Denn diese unsere Welt ist nicht von Dauer. Das war nie vorgesehen. Sie wird vergehen. Früher oder später. Vielleicht früher, wenn wir so weitermachen wie bisher.

Verstehen können wir das alles nicht. Es entzieht sich unserem Erkennen, warum Gott, der Herr eine Welt erschuf und eine wunderbare Erde entstehen ließ, auf der unendlich vielfältige Kreaturen lebten – um sie dann von den Menschen, die sie überbevölkern, zugrunde wirtschaften und zerstören zu lassen. Welcher Plan steckt dahinter? Steckt ein Plan dahinter, oder ist alles Zufall oder ein grausames absurdes Spektakel?

Auf diese Fragen gibt es keine Antwort, in diesem Leben nicht. Solange wir leben und solange sich die Erde dreht, können wir nur, trotz allem Unheil und allem Chaos, das uns umgibt und das wir selbst verursacht haben oder für das wir gewollt oder ungewollt mitverantwortlich sind, so viel Licht und Wärme, Heilung, Trost, Liebe, Freude und Mitmenschlichkeit verbreiten wie möglich. Wir können einander beistehen und einander Segen sein. Wir können das Beste aus unserer Zeit machen und versuchen, diesem Leben mit all seinem Irrsinn und Schrecken so viel Fülle und Sinn zu geben, wie wir vermögen. Gottes Wort und Seine Daseins-Zusage ist uns dabei *wie Licht in der Nacht*. Das besagt: Es ist Nacht. Oft ist es finster und bedrohlich. Aber da ist ein Licht, das Trost und Halt sein kann in Bedrängnis, Not und Ängsten. Ein Licht wie ein Stern in der Dunkelheit. Ein Licht das vor langer Zeit Hoffnung und Zukunft brachte. Trotz allem Unbegreiflichen, das es auszuhalten gilt.

In diesem Sinne: Versuchen wir zuversichtlich zu bleiben! Zuversichtlich in der Hoffnung, dass Gott, der einst das erste Wort sprach, am Ende der Zeiten das letzte Wort haben wird. ■



Am Ende

VON JUTTA RESPONDEK

in allem was uns trifft
in allem was sich ereignet
in allem was sich uns auferlegt
in allem was wir verursachen
in allem was uns erwartet

letztendlich
aufgehoben sein
in Gottes Hand
eingebettet
Seinem Heilswort
anvertraut
göttlichem Geschick ■

Eine Fürbittenliturgie im Wortgottesdienst

Sprich nur ein Wort

VON RAIMUND HEIDRICH

In freier Anlehnung an die neutestamentliche Erzählung vom heidnischen Hauptmann, der Jesus um das eine Wort bittet, durch das sein kranker Diener gesund wird (Mt 8,5-13 par Lk).

Einleitung

¶ *Vorgetragen von Priesterin/Priester oder Lektorin/Lektor (P).*

P Jesus, wie der heidnische Hauptmann kommen wir voller Vertrauen zu Dir und bitten Dich: Erhöre uns in unserer Not!

Einzelbitten

¶ *Vorgetragen von Lektorin/Lektor oder mehreren Gemeindemitgliedern mit einer kurzen Stille zwischen den einzelnen Bitten.*

V Wir sind voller Sorge um missbrauchte Kinder, auch in Kirchen und Familien.

V Wir sind voller Sorge um zerrüttete Familien.

V Wir sind voller Sorge um unsere zerstrittenen Freundinnen und Freunde.

V Wir sind voller Sorge um unsere kranken Nachbarinnen und Nachbarn.

V Wir sind voller Sorge um unsere Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen, die vor der Entlassung stehen.

V Wir sind voller Sorge um unsere Gemeinde, die bunt und vielfältig ist, manchmal aber auch ambivalent und widersprüchlich.

V Wir sind voller Sorge um die vielen Hungernden in der Welt.

V Wir sind voller Sorge um die vielen Opfer von Krieg und Vertreibung.

V Wir sind voller Sorge um die vielen Opfer von Dürren und Überschwemmungen, von Flut und Sturm.

V Wir sind voller Sorge um die unter uns, die voller Angst sind, verwirrt, ausgebrannt und leer.

V Wir sind voller Sorge um die unter uns, die unerträgliche Schmerzen ertragen müssen, die ratlos und hoffnungslos sind.

V Wir sind voller Sorge um die unter uns, die vor dem Scherbenhaufen ihres Lebens stehen.

V Wir sind voller Sorge um die unter uns, die erfahren müssen, wie hilflos und ohnmächtig sie oft sind.

V Wir sind voller Sorge um die unter uns, die gefangen sind in ihren eigenen Vorurteilen.

V Wir sind voller Sorge um die unter uns, die gefesselt sind an ihre negativen Gedanken.

Abschluss

¶ *In Wechsel zwischen von Priesterin/Priester oder Lektorin/Lektor (P) und alle (A).*

P Jesus, wie der heidnische Hauptmann kommen wir voller Vertrauen zu Dir und bitten Dich: Erhöre uns in unseren Anliegen und in unseren Nöten!

A Sprich Du zu uns nur das eine, rettende Wort!

P Das eine, rettende Wort, durch das Du uns Gesundheit schenkst, Würde und Heil.

A AMEN! ■

für Sie gelesen

Paul-Eduard Rück. *Professor Schwurbelstein und die Aluhüte des Grauens. Eine Abrechnung.* Bastei-Lübbe-Verlag, 2022. 320 Seiten. Taschenbuch 12,99, ISBN 978-3404617371. E-Book 9,99 Euro, ASIN B09LR6L4ZY.

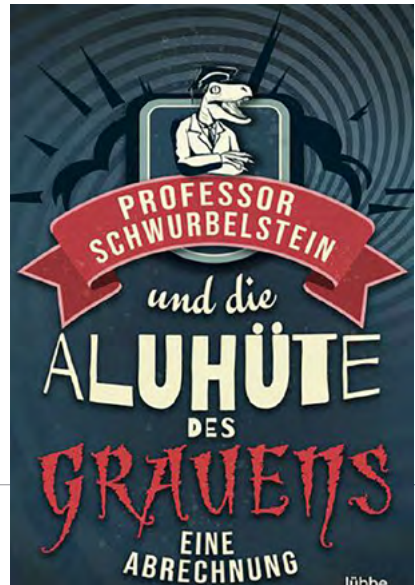
VON GERHARD RUISCH

Wer der Überzeugung ist, dass, was sich nicht naturwissenschaftlich beweisen lässt, auch nicht existiert, und wer eine lockere, respektlose Schreibe mag, wird dieses Buch lieben. „Eine Abrechnung“ heißt es zu Recht im Untertitel, denn das Feld dessen, was der Autor alles der Lächerlichkeit preisgibt, ist weit: Es beginnt bei Leuten, die überzeugt sind, dass die Erde flach ist, geht weiter zu solchen, die von einer hohlen, innen bewohnten Erde ausgehen, rechnet ab mit allen möglichen Spielarten von Esoterik, lässt kein gutes Haar an Alternativmedizin von Reiki bis Homöopathie, zielt auf ImpfgegnerInnen, Corona-LeugnerInnen und Menschen, die Angst vor 5G oder „Chemtrails“ haben. Sein Motiv für das Buch: „Ich bin ein Typ, der zu viel Zeit unter Spinnern verbracht hat und das Ganze irgendwie verarbeiten muss. Das Buch ist, wie der Name schon sagt, eine Abrechnung. Und zwar eine ganz persönliche. Frei nach dem Motto: Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!“

In der Tat kann man staunen, was für verrückte Dinge Menschen glauben, und man sollte alarmiert sein darüber, wie oft ganz unterschiedliche Verschwörungsmythen bei „den Juden“ oder bekannten jüdischen Milliardären als vermeintlichen Drahtziehern hinter einer geglaubten Verschwörung landen.

Die Kehrseite von Rücks Vorgehen ist, dass er völlig undifferenziert an allem, was ihm „Geschwurbel“ scheint, die jeweils extremste Ausprägung heraussucht und darstellt, um anschließend seine Häme darüber auszuschütten. 320 Seiten Empörung und Häme sind aber nur schwer auszuhalten.

Was das Buch überhaupt nicht leistet – es erhebt den Anspruch aber auch nicht –, das ist, auch nur den kleinsten Steg zu bauen zur Verständigung zwischen Menschen, für die allein das naturwissenschaftlich Beweisbare



Gültigkeit hat, und solchen, die für möglich halten, dass es auch Dinge geben kann, die sich (noch) nicht erklären oder beweisen lassen. Im alternativmedizinischen Bereich etwa wird gewiss auch viel Unsinn vertreten. Aber ist es so ausgeschlossen, dass auch Erfahrungswissen zu Heilung beitragen kann, selbst wenn die Wirkungsweise noch nicht erklärbar ist? Ist das Systematisieren von Erfahrungen nicht auch ein wissenschaftliches Vorgehen?

Es ist leider auch kein Raum für die Frage, wie Menschen dazu kommen, gänzlich „ver-rückte" Erklärungsmodelle für wahr zu halten, oder warum Menschen Sündenböcke wie Soros oder Rothschild brauchen.

LeserInnen einer Kirchenzeitung fragen sich vielleicht, wie Rück eigentlich die klassischen Religionen einschätzt. Nun, sie lässt er in seinem Rundumschlag außen vor. Sie erhalten nur eine kleine Ohrfeige in einem Nebensatz, in dem er ihnen bescheinigt, dass „Religion per se im Grunde das älteste Geschwurbel aller Zeiten darstellt." ■

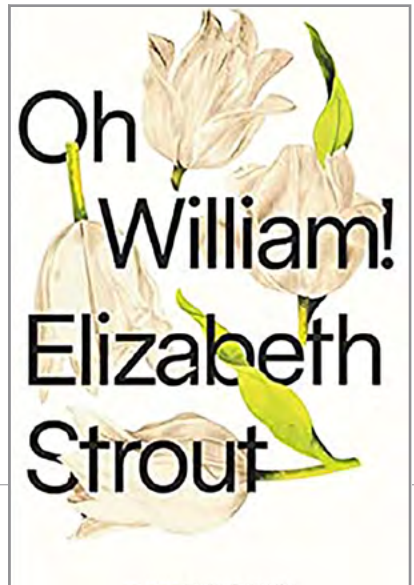
Elizabeth Strout. *Oh, William!* Roman übersetzt von Sabine Roth. Luchterhand Literaturverlag, 2021. ISBN 978-3630875309. 224 Seiten, 20 Euro.

VON VEIT SCHÄFER

Vorweg: das Titelthema dieser Ausgabe von *Christen heute* lautet „Flucht und Vertreibung". Gegenwärtig drängen sich dazu zwangsläufig die Bilder aus dem Ukraine-Krieg und anderen globalen Konfliktfeldern auf. Flucht und Vertreibung ereignen sich jedoch überall, längst nicht so offenkundig und massenhaft wie bei offener Gewalt. Aber die individuellen Folgen für die Betroffenen sind oft ähnlich dramatisch und nachhaltig.

Das wurde dem Rezensenten des Romans – einer Literaturgattung, die in dieser Zeitschrift eher selten besprochen wird – bei der Lektüre des Buches bewusst. Seit über 50 Jahren verheiratet, ließ ihn die Lektüre über Fluchten und Vertreibungen in und aus der eigenen Ehe nachdenken.

Erzählt wird die Geschichte von Lucy und William. 20 Jahre waren sie verheiratet, als sie sich trennten. Er ging zwei weitere Ehen ein, die scheiterten. Sie führte eine zweite Ehe bis zum Tod des Ehemannes. Die Trennung ist lange her, die beiden haben zwei erwachsene Töchter. Lucy und William sind dennoch, so erfahren wir, „schon lange wieder Freunde", sind trotz ihrer jahrelangen räumlichen Distanz und langen Intervallen zwischen ihren Begegnungen geradezu exklusive Vertraute geworden.



Es sind eher banale, ganz unscheinbare Gelegenheiten, bei denen dieses alte Geborgensein wieder aufbricht. William berichtet bei einem Café-Besuch, dass ihn nächtliche Ängste umtreiben, die er, besser als durch die Gegenwart seiner neben ihm liegenden Ehefrau, durch Gedanken an Lucy besänftigt. Lucy gesteht sich ein, dass sie von Kindheit an von vielerlei Ängsten umgetrieben war und ist.

Beim Tod ihres zweiten Ehemannes ruft sie als ersten William an und bittet ihn um Hilfe. Umgekehrt sucht er Trost bei ihr, als seine dritte Ehefrau ihn verlässt.

Krisen, Irritationen in der Ehe waren aber unter ihnen kaum zur Sprache gekommen. Auch andere Empfindungen nicht. Lucy erinnert sich, dass sie William zeitweise wegen seiner liebevollen Distanz, einer „sanften Mauer", verabscheut hatte. Aber darüber hatte sie sich selber wortlos beschwichtigt. Rückschauend erkennt Lucy, dass sie ungeachtet ihrer Liebe in ihrer ganzen Ehe ein Gefühl der Unwirklichkeit, des Verlassenseins hatte, „das nie wieder wegging". Parallel hatte sie William als Autorität erlebt, die ihr Sicherheit gab. Ambivalenz pur. „Und auf dieser Basis lebten wir unser Leben."

Lucy wird das grundlegende Problem ihrer Ehe klar. „Die Menschen sind einsam. Viele Leute können denen, die ihnen am nächsten sind, nicht das sagen, was ihnen wirklich auf der Seele liegt." Das ist der tiefste, der eigentliche Grund, der sie aus ihrer Ehe vertrieb und ihn zum Flüchten zwang. „Unsere Vertrautheit (!) wurde zu etwas Schauerlichem. Grauenvoll, eine Nähe (!!) von solcher Dichtheit", erinnert sich Lucy an die ganze Widersprüchlichkeit ihrer Gefühle.

Solche Einsichten, gewonnen in ihrer nachehelichen Freundschaft, sind es auch, die beide einander wieder zur Zu-Flucht werden lassen: William er- und bekennt, wie *mies* er sich bisweilen in der Ehe verhalten hat, und kann Abbitte leisten, Lucy kann ihre Selbstbezogenheit anschauen, in der sie sich gegen ihn und die Familie entschied.

Mit dem Seufzer: „Oh, William!" endet der Roman. Und unmittelbar darauf dämmert es Lucy: „Aber wenn ich Oh William denke, meine ich dann nicht letztlich auch Oh Lucy? Meine ich nicht: Oh, ihr alle, oh Ihr Lieben alle auf der ganzen weiten Welt, wir kennen niemanden wirklich, auch nicht uns selbst? Gut, ein kleines winziges bisschen vielleicht. Aber im Kern bleiben wir Geheimnisse, Mythen. Wir sind alle gleich unerforschlich [...], das ist vielleicht die einzige Wahrheit, deren ich mir ganz sicher bin."

Welch tiefen Verlangens nach Erkanntwerden und Geborgenheit bedarf es, um mit dem Psalmisten einstimmen zu können:

Herr, du hast mich erforscht
und du kennst mich.
Ob ich sitze oder stehe,
Du weißt von mir.
Von ferne erkennst du
meine Gedanken...
Du umschließt mich
von allen Seiten
Und legst deine Hand auf mich.
Aus Psalm 139 ■

Leserbrief zum Reisebericht „Eindrücke einer intensiven Zeit" in *Christen heute* 2022/5:

DER ARTIKEL IST EIN SUBJEKTIVER REISEBERICHT. SO weit, so gut. Als Theologe (mit Schwerpunkt Altes Testament und Judentum) und als jemand, der sich seit über 15 Jahren intensiv mit Israel befasst, inklusive mehrerer mehrwöchiger Aufenthalte dort, ist es mir ein besonderes Anliegen, alle geschätzten Leser*innen auf jene Subjektivität noch einmal explizit hinzuweisen.

Ob Berlin-Vergleich (welcher historisch gesehen hinkt) oder die völkerrechtliche Einschätzung des Siedlungsbaus (den ich persönlich ebenso ablehne, was aber durchaus komplizierter ist als es hier erscheint): Außer einem „festlichen Schabbat-Essen" gibt es im Bericht von keinen Erfahrungen mit dem Judentum zu lesen, von etwas Positivem des Staates Israel ganz zu schweigen. – Offene Fragen bleiben daher, wie die Reise organisiert war (Stichwort: „Schwerpunktsetzung"), und ob auch die gesamte Reisegruppe die wiedergegebene Meinung teilt.

Wenn letzteres zutrifft, verweise ich gerne auf jüngere Ansätze in der theologischen Ausbildung, z. B. am Alt-Katholischen Seminar in Bonn, um die gesamtgesellschaftlichen Grundlagen dafür zu schaffen, dass die oben genannten fehlenden Aspekte in Zukunft nicht unbeachtet bleiben. Wir wollen ja schließlich nicht so weit gehen, Reisegruppen künftig einen Brunch in Sderot zu empfehlen, wo man (Achtung: Zynismus!) mit viel Glück die Raketen direkt in israelische Vorgärten einschlagen sehen könnte – Adventure-Urlaub mal anders.

Die Mentalität des Berichts geht jedenfalls – wie leider allzu oft bei diesem sehr spezifischen Genre – stark auf der Grenze einer einseitigen Darstellung. Subjektive Berichte können dies natürlich tun; thematisch unkundige Leser*innen seien dennoch, wie eingangs festgehalten, auf die Problematik hingewiesen. Den Platz, den die Bilder einnehmen, hätte man mit einer ausgewogeneren Berichterstattung füllen können (wenn es diese gibt).

Ich denke allerdings, das eigentliche Problem liegt tiefer und ist weder dem Autor noch der Reisegruppe anzulasten: Tiefgehende Kenntnisse zur Problematik des Nahen Ostens an sich und vor allem eine tiefgehende Empathie für die Alltagspsyche aller (!) dort lebenden Menschen sind nach wie vor eher rar gestreute Kompetenzen für Menschen aus Mitteleuropa. Zumindest bekommt man diesen Eindruck immer wieder – ich freue mich selbstverständlich sehr über die Darlegung des Gegenteils. Wünschenswert wäre auch, Israel-Themen (wie auch einen Reisebericht) seitens der Redaktion kritisch zu begleiten, um ein möglichst ganzheitliches Bild zu präsentieren.

Israel ist ein spannendes, vielseitiges, schillerndes und auch problembehaftetes Land, dessen Existenzrecht insoweit unbestritten sein muss, als dass man begründete Schutzmaßnahmen als das beurteilt, was sie sind. Der Reisebericht insinuiert möglicherweise, dass die Ungleichbehandlung durch den israelischen Staat die wortwörtliche Misere Palästinas zu verantworten habe. Das wäre dann leider nur die halbe Wahrheit.

Daniel Benz
Heidelberg

Leserbrief zum Beitrag „Frieden schaffen ohne Waffen" in *Christen heute* 2022/5:

AN DIESEM BEITRAG STÖRT MICH BESONDERS, DASS der Eindruck vermittelt wird, als ob es keine wirksame Alternative zu den Optionen gäbe, die Gewalt durch den russischen Angriffskrieg zu dulden oder ihr mit Militärgewalt zu begegnen. Die Autorin zitiert zwar häufiger Jürgen Grässlin, den Vertreter der *Deutschen Friedensgesellschaft – Vereinigte KriegsdienstgegnerInnen,* erwähnt dabei jedoch nicht, dass er in seiner Rede zum Ostermarsch am 14.4.2022 in Freiburg weitere konstruktive Vorschläge gemacht hat wie z. B. die Aufnahme von Kriegsflüchtlingen, darunter Kriegsdienstverweigerer und Deserteure, und das Alternativkonzept der Sozialen Verteidigung.

Diese Forderungen habe ich in meiner Rede zum Ostermarsch am 18.4.2022 in Krefeld auch gestellt. Dabei habe ich praktische Beispiele dafür genannt, wie sich Menschen friedlich den Besatzern entgegengestellt und erfolgreich die Freilassung festgenommener Bürgermeister gefordert haben (vgl. Hertrampf, Stefan: Proteste in der Ukraine: Unbewaffnet gegen die russischen Besatzer. ZDF, 28.3.2022. Und: Hunter, Daniel: Ziviler Widerstand könnte sich als Geheimwaffe der Ukraine erweisen. Lebenshaus Schwäbische Alb, 1.3.2022, jeweils online).

Der Verein *Connection e. V.* unterstützt Kriegsdienstverweigerer und Deserteure in verschiedenen Ländern und unterstützt sie auch, wenn sie Zuflucht suchen.

Der Slogan „Frieden schaffen ohne Waffen" wird übrigens dem Lehrer Ulli Thiel zugeschrieben, der lange Zeit in der DFG-VK Baden-Württemberg aktiv war, der Ideengeber der Menschenkette der Friedensbewegung 1983 von Stuttgart nach Neu-Ulm war und nach dem der Ulli-Thiel-Friedenspreis benannt wurde.

Zusammenfassend erwarte ich mehr Wertschätzung gegenüber pazifistischen Einstellungen, als sie heutzutage üblich ist. Dass unbewaffnete bzw. gewaltfreie Aufstände erfolgreicher sind als gewaltsame, ist das Ergebnis politikwissenschaftlicher Studien, zunächst 2011 die Studie *„Why Civil Resistance Works. The Strategic Logic of Nonviolent Conflict"* von Erica Chenoweth und Maria J. Stephan: Die Studie umfasst den Zeitraum von 1900 bis 2006. Spätere Forschungsergebnisse fielen etwas anders aus, nicht jedoch in dieser Tendenz.

Daher finde ich gewaltfreie Strategien im Umgang mit diesem hocheskalierten kriegerischen Konflikt nicht nur ethisch notwendig und erfolgversprechender (wahrscheinlich auch mit weniger Toten als durch Waffenlieferungen), sondern auch überlebenswichtig, um einen Dritten Weltkrieg bzw. Atomkrieg zu verhindern.

Dr. Achim Schmitz
Krefeld

Terminvorschau

Bei den Terminen bitte beachten:
Je nach Entwicklung der Corona-Lage ist es möglich, dass Termine abgesagt oder ins Internet verlegt werden. Machen Sie sich daher bitte vorab bei den Veranstaltenden kundig, ob die angekündigte Veranstaltung stattfinden kann. *Die Redaktion*

1.-3. Juli	**Dekanatstage – Dekanat Mitte** Hübingen/Westerwald
8.-11. Juli	**Tage der Einkehr** Benediktiner-Abtei Sankt Willibrord Doetinchem (Niederlande)
16. Juli	**Dekanatsversammlung Dekanat Mitte mit Dekanswahl,** Offenbach
22.-24. Juli	**Dekanatswochenende – Dekanat Bayern,** Pappenheim
29. Juli-6. August	**baj-Sommerfahrt „Die ganze Welt ist voll Abenteuer“** Schwielowsee, Brandenburg
26.-27. August	**Vorsynodales Treffen – Dekanat Nord,** Ellerbek
31. August – 8. September	**11. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen,** Karlsruhe
1.-4. September	**33. Internationaler Alt-Katholiken-Kongress,** Bonn
16.-18. September	**Dekanatswochenende – Dekanat NRW** Attendorn
16.-18. September ◂	**Klausur Landessynodalrat NRW**
17. September	**Vorsynodales Treffen – Dekanat Bayern**
24. September	**Weihe-Gottesdienst in den priesterlichen Dienst** (Ort noch ungekannt)
25. September	**Verabschiedung von Christine Rudershausen und Pfr. Klaus Rudershausen,** Wiesbaden
29. September–2. Oktober	**63. Ordentliche Bistumssynode,** Mainz
8. Oktober	**Dekanatsversammlung Dekanat Nord mit Dekanswahl,** Hamburg
16. Oktober	**150-jähriges Gemeindejubiläum** Kempten
20.-23. Oktober	**Jahrestagung des Bundes alt-katholischer Frauen,** Schmerlenbach
28.-30. Oktober	**Pastoralkonferenz der Geistlichen im Ehrenamt,** Königswinter
12. November	**Landessynode Dekanat Bayern**
19. November	**Landessynode NRW,** Köln
27. November	**90 Jahre Gemeinde Bottrop**

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Termine
E-Mail termine@christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 / 4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 25,– € inkl. Versandkosten
Ausland 32,– €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com, Pixabay** und **Wikimedia Commons** werden soweit nicht anders gekennzeichnet unter der *Creative Commons License* (CCL) für nicht-kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben
2. Juli, 2. September, 2. Oktober

Nächste Schwerpunkt-Themen
August/September
Krieg und Frieden
Oktober
Natur
November
Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leserinnen und Lesern geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!

← *fortgesetzt von Seite 2*

Frauenordination in Polen verurteilt

POLENS ORTHODOXE KIRCHE PROtestiert gegen die Berufung von Frauen zu Pfarrerinnen durch die Evangelisch-Lutherische Kirche des Landes. Ihr Oberhaupt **Metropolit Sawa** teilte dem Polnischen Ökumenischen Rat mit, seine Kirche werde ökumenischen Begegnungen fernbleiben, an denen Pfarrerinnen der evangelisch-augsburgischen Kirche teilnehmen. „Wenn sich das Problem verschlimmert", werde die Orthodoxe Kirche ihre Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat auf Eis legen.

Kirchenkrise Gefahr für die Gesellschaft

BADEN-WÜRTTEMBERGS MINISTERpräsident **Winfried Kretschmann** (Grüne) sieht in der Krise der Kirchen eine große Gefahr für die gesamte Gesellschaft. Der enorme Verlust an Vertrauen und Glaubwürdigkeit „schmerzt mich als Katholik und als Politiker", sagte er. „Ohne starke Kirchen würde unsere Gesellschaft sehr viel schwächer." Deutschland ginge unglaublich viel verloren ohne die Beiträge der Kirchen für die Suche nach Sinn, ohne ihren sozialen Einsatz für die Menschen am Rand und ohne ihre kulturellen Beiträge. Kretschmann ergänzte, auch mit ihrem Einsatz für Nächstenliebe, Frieden, Freiheit und Bewahrung der Schöpfung leisteten die Kirchen einen unverzichtbaren Dienst.

Mehr Hinrichtungen in weniger Staaten

NACH ANGABEN VON *AMNESTY International* wurden im vergangenen Jahr 20 Prozent mehr Todesstrafen als im Vorjahr vollstreckt. Mindestens 579 Menschen seien 2021 hingerichtet worden, heißt es in einem Bericht der Menschenrechtsorganisation. Positiv sei: Der internationale Trend gehe in Richtung Abschaffung der Todesstrafe. So sei die Zahl der Staaten, aus denen Exekutionen bekannt wurden, mit 18 auf dem historisch niedrigsten Stand seit Beginn der Statistik. Nur noch eine „isolierte Minderheit" von Staaten erlaube die Todesstrafe, so *Amnesty*.

Patriarch Kyrill kein Christ

DER RUSSISCH-ORTHODOXE PATriarch Kyrill I. ist aus Sicht der orthodoxen Theologin **Anna Nötzel** kein Christ. „Er hat viel Schlimmes getan", sagte die in Tübingen forschende Belarussin. „Wäre er ein Christ, würde er sein Amt niederlegen, um so gegen Putin zu protestieren." Insgesamt seien in der Ukraine 900 russisch-orthodoxe Gemeinden in die von Moskau unabhängige Orthodoxe Kirche der Ukraine gewechselt. Auch in Deutschland habe der Konflikt in der Orthodoxie dazu geführt, dass einzelne Gemeindeglieder, darunter auch sie selbst, von der Russisch-Orthodoxen in die Griechisch-Orthodoxe Kirche gewechselt seien. „Leider gibt es eine nicht kleine Gruppe russisch-orthodoxer Christen, die seit Jahren unter russischer Propaganda steht", sagte Nötzel. „Sie befürworten den Krieg und reden Blödsinn über den Patriarchen."

Bundestag hisst Regenbogenflagge

AUF DEM BERLINER REICHSTAGSGEbäude wird künftig zum Christopher Street Day und am internationalen Tag gegen Homo-, Bi-, Inter- und Trans-Phobie die Regenbogenflagge wehen. Das hat nach Angaben der Pressestelle des Parlaments das Bundestagspräsidium einstimmig entschieden. Es wird demnach das erste Mal sein, dass der Bundestag auf dem Gebäude eine andere Flagge als die deutsche und die europäische hissen lässt. Vizepräsidentin **Katrin Göring-Eckardt** teilte mit, es sei „überfällig", dass am Reichstag das weithin sichtbare Signal gesetzt werde, „dass unser Land ein Land der Freiheit, Vielfalt und Demokratie ist, das sexuelle und geschlechtliche Vielfalt schützt und sich gegen jede Form der Diskriminierung stellt".

Konservatives Milieu radikalisiert sich

DER BERLINER THEOLOGE **GEORG Essen** erkennt eine zunehmende Radikalisierung des konservativen religiösen Milieus. „Die Grenze des Sagbaren wird von Vertretern dieses Spektrums bewusst immer weiter verschoben", sagte er. Damit reagierten die Betreffenden auf einen gesellschaftlichen Umbruch, in dem beispielsweise traditionelle Lebensformen wie die traditionelle Ehe und Geschlechteridentitäten infrage gestellt würden. Auch sei es für konservative religiöse Menschen schwer ertragbar, dass ihre Position in einer pluralen Gesellschaft nur relative Geltung beanspruchen könne. Essens Einschätzung nach wird die Radikalisierung noch zunehmen. Das gelte für beide Seiten: „Verhärtet sich das liberale Milieu, verhärtet sich auch das konservative – und umgekehrt."

Kirchensteuersystem kommt unter Druck

NACH ANSICHT DES FREIBURGER Ökonomieprofessors **Lars Feld** wird das deutsche Kirchensteuersystem in wenigen Jahren unter großen Druck geraten. Weil ab 2025 die geburtenstarken Jahrgänge das Rentenalter erreichen, sei absehbar, dass dann die Kirchensteuereinnahmen stark zurückgehen würden, sagte Feld. Nun müssten rasch die „Effizienzreserven" beim kirchlichen Vermögen und beim Personal mobilisiert werden. Allerdings nehme er wahr, dass die Bereitschaft zu Veränderungen in dieser Hinsicht noch gering sei, weil die Einnahmen seit 2009 regelmäßig gestiegen seien. Man habe lange in „goldenen Jahren" gelebt.

Mindestens die Hälfte der Priester ist schwul

DER JESUITENPATER **KLAUS MERTES** schätzt, dass mindestens die Hälfte der Priester in der Römisch-Katholischen Kirche schwul ist. Für viele männliche Jugendliche, die schwul und zugleich der Katholischen Kirche und ihrer Lehre verbunden sind, sei dieses Eingeständnis der Horror. Sie wählten dann bewusst die als asexuelle Lebensform missverstandene Lebensform des Zölibats, um in kirchlicher Anerkennung zu leben: „Und das kann dann Probleme schaffen." Deswegen komme die härteste Homophobie ganz oft von homosexuellen Klerikern, sagte Mertes. ■

Ansichtssache

Pop-Up-Hochzeiten

VON GERHARD RUISCH

„Spontane Segenshochzeiten konnten Paare am Samstag an der Neuköllner Genezarethkirche feiern. Rund um das Gotteshaus hatte das Segensbüro Berlin zu einem Pop-Up-Hochzeitsfestival eingeladen. Pfarrerin Susann Kachel sagte, die Pop-Up-Hochzeiten seien ein Angebot für alle, „die keine Lust auf lange Formalitäten haben, denen ein großes Hochzeitsfest zu teuer ist oder zu deren Lebenswirklichkeit eine klassische kirchliche Trauung einfach nicht passt."

Gerhard Ruisch ist Pfarrvikar in Freiburg

Über diese Meldung des *Evangelischen Pressedienstes* bin ich Ende Mai gestolpert. Ich habe das gelesen und es hat mich geschüttelt. Ohne jede Bedenkzeit war sofort ein starker Widerwille gegen die Idee da.

Als sich dann mein Verstand dazugeschaltet hat, habe ich mich gefragt, ob ich vielleicht nur ein konservativer alter Knochen bin, der spontan gegen alle neuen Ideen ist. Sind die Kirchen nicht in einer Situation, in der sie endlich kreativ werden und neue Wege beschreiten müssen, weil die alten eben die Menschen nicht mehr erreichen? Es ist doch so, dass die kirchlichen Feiern immer weniger nachgefragt werden; die Zahl der kirchlichen Trauungen nimmt ab, und selbst Kirchenmitglieder bestellen zunehmend für die Bestattung von Angehörigen lieber freie Redner als Geistliche – vielleicht weil diese sich mehr Zeit nehmen können.

Ja, es ist so, die Kirchen verlieren Vertrauen von Menschen nicht nur als moralische Institution, sondern auch als Gestaltende von Feiern an den Lebenswenden. Die altehrwürdige Liturgie wird nicht mehr von allen als angemessene Form für die Feier so entscheidender Ereignisse empfunden; freie Anbietende können flexibler auf Modeerscheinungen und auf individuelle Wünsche eingehen. Also ist es durchaus angebracht zu überlegen, wie wir als Kirche eine neue Sprache, auch liturgische Sprache, finden und den Bedürfnissen der Menschen entgegenkommen können.

Trotzdem hat mein Verstand dem Gefühl recht gegeben. Mir ist klar geworden, warum es so nicht geht wie vom „Segensbüro" angeboten. Es mag sein, dass die „langen Formalitäten" lästig sind und viele darauf keine Lust haben. Aber wenn eine Hochzeit eine wirkliche Hochzeit sein soll, gehört dazu, dass das Paar sich das gut überlegt, dass es sich gut vorbereitet und dass es bewusst die Entscheidung trifft, den künftigen Lebensweg gemeinsam zu gehen. Das weiß auch das Segensbüro, denn in der Meldung steht noch der Satz: *„Eine standesamtliche oder zivilrechtliche Ehe ist mit der Pop-Up-Hochzeit nicht verbunden."*

Folglich ist die Pop-up-Hochzeit nichts anderes als der wunderbare Segen für Verliebte, den viele Gemeinden etwa am Valentinstag anbieten. Das ist eine wirklich schöne Idee. Das Problem bei der sogenannten Hochzeit ist, dass sie ein falsches Etikett trägt. Es fehlt ihr die Ernsthaftigkeit, die unabdingbar zu einer Eheschließung gehört.

Ja, wir brauchen neue Formen, neue Sprache, neue Ideen. Wir müssen die Menschen in ihrer Welt abholen. Aber wir dürfen nicht den Fehler machen, den Schatz, den wir als Kirche besitzen, zu verscherbeln.

Das geschieht übrigens auch, in weniger gravierender Weise, bei *Ashes to go*, wenn Priester am Aschermittwoch vor die Kirche gehen und Passanten anbieten, das Aschenkreuz im Vorbeigehen zu empfangen. Geht es denn darum, möglichst schnell und mühelos ein Aschenkreuz verpasst zu bekommen? Hat das irgendeine mirakulöse Wirkung? Oder ist es nicht eher so, dass Christinnen und Christen sich am Beginn der Bußzeit bewusst Zeit nehmen für sich und ihre Beziehungen zu Gott und den Mitmenschen und sich gegebenenfalls entscheiden umzusteuern? Für diesen Willen zur Neubesinnung und Neuausrichtung ist dann das Aschenkreuz das Zeichen. Doch ohne das ist es nicht mehr als Folklore.

Aus der Kirche hinauszugehen, um die Menschen anzusprechen, und das hoffentlich nicht so, dass sie sich gähnend abwenden, das ist sicher eine gute Sache. Die alten Symbole unter Wert anzubieten ist es dagegen nicht. Manchmal erzählen alte Leute vor allem bei Jubiläen noch ihren Enkeln von ihrer Hochzeit und wie das damals war und was damals anders war als heute. Kann man sich vorstellen, dass ein Paar nach Jahrzehnten davon erzählt, was für ein prägendes Erlebnis doch seinerzeit *Wedding to go* in Neukölln war? ■